10

DISKUS

1960 · FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

10. JAHRGANG · DEZEMBER

D 2442 E

Preis 20 Pf.

ALLE JAHRE WIEDER

Es wird jetzt langsam stiller in den Werbeagenturen. Selbst die letzten Entwürfe für die Weihnachtskarten sind aus dem Haus. Wer jetzt noch keine Druckerei für seine „Grüße zum Fest" (... wünschen wir Ihnen frohe Feiertage und ein erfolgreiches Neues Jahr) gefunden hat, kommt sowieso zu spät. In den Druckereien laufen die letzten Großaufträge für Weihnachtsprospekte aus. Nur die Anzeigenabteilungen der großen Illustrierten und der Tageszeitungen haben noch bis zur letzten Minute alle Hände voll zu tun. Im Redaktionsatelier trifft man die letzte Wahl zwischen Madonnenbildern, Erzgebirgslandschaften und Friedland-Aufnahmen für die Aufmacherseite der Weihnachtsausgabe — dann ist die große Schlacht geschlagen, wieder einmal, wie alle Jahre wieder.

Weihnachten beginnt in den Werbeagenturen kurz nach der großen Sommerflaute. Bis spätestens Ende September muß das o. k. des „Kunden", d. h. der werbetreibenden Markenartikelfirma vorliegen. Dann wird produziert: Reinzeichnungen, Klischees, Farbandrucke, Farbkorrekturen. Ab Oktober wird das Trommelfeuer verdoppelt, ja verdreifacht. Die obere Grenze wird lediglich durch das Aufnahmevermögen der Zeitschriften und des Werbefernsehens bestimmt. Das des Fernsehens ist konstant, das der Illustrierten wird durch die technische und psychologische Unmöglichkeit begrenzt, für ganze drei Monate aus Publikumszeitschriften Anzeigenfriedhöfe im Buchumfang zu machen.

Wer sich darüber beklagt, daß er vor lauter Lärm in der Adventszeit die Verheißung nicht mehr hören kann, dem wünschen wir auf der Suche nach dem Schuldigen viel Glück: Così fan tutte. Alle Zeichen deuten darauf hin, daß wir es alle nicht mehr anders wollen — oder doch verlernt haben, es anders zu machen. Die Kritik am Rummel nimmt es nicht nur auf sich, die Einzelhandelsverbände auf die Barrikaden zu treiben; wenn sie es tatsächlich ernst meint, riskiert sie den Protest der Berufsfrömmler. Nicht zuletzt dieser Einsicht verdanken wir den betulichen Tonfall wirtschaftspublizistischer Glossen zu dem Thema „Alle Jahre wieder".

Es gibt in der Tat sprechende Zahlen, die beweisen, daß und wie das Weihnachtsfest hierzulande geschlachtet wird: Im Jahre 1959 lag der Einzelhandelsumsatz aller Branchen im Dezember 54,1% höher als im Monatsdurchschnitt des Jahres, d. h. er war vermutlich doppelt so hoch wie im schwächsten Monat. Die Textilbranche konnte für Dezember gar den stolzen Festsegen von plus 78,6% über dem Durchschnittsmonat verbuchen. — Ein gnädiges Geschick hat dem Schreiber dieser Zeilen die Umsatzzahlen für Schaumwein vorenthalten.

Angeheizt wird das Fest der Liebe durch Werbeaufwendungen, die im Jahre 1957 (der Saisonverlauf ist typisch) im Dezember das Doppelte, im November das Dreifache und im Oktober das 3½fache der Werbeaufwendungen des schwächsten Monats (Januar) betrugen. Dabei steht der direkte Zusammenhang der Oktober-November-Werbung mit Weihnachten außer Zweifel, selbst wenn das Thema „Weihnachten" in ihrer Gestaltung noch nicht ausgesprochen wird. Das hat drei Gründe:

1. Ein beträchtlicher Teil der Publikumszeitschriften geht in die Lesemappen, die eine Umlaufzeit von 12 Wochen haben. 2. Der Kaufentschluß für ein gehobenes Konsumgut (Radio, Fernseher, Photoapparat) reift nicht über Nacht und 3. Ein großer Teil der Werbung wirkt erfahrungsgemäß erst nach wiederholter Wahrnehmung intensiv genug, um einen Kaufentschluß zu beeinflussen.

Natürlich sind Einzelhandelsumsätze, Werbeaufwendungen und Rummel nur ein Symptom. Wer glaubt, die „geheimen Verführer" hätten da irgendeinen magischen Knopf, an dem sie nur zu drehen brauchen, um uns unser schönes Weihnachtsfest zu ruinieren, der erliegt einer besonders perversen Form des Wunschdenkens.

Die simple Wahrheit ist, daß Millionen von Kirchensteuerzahlern durch diese Zahlen, also durch ihr Verhalten sagen, daß sie vom Jenseits nicht viel halten. Sie sind vielmehr entschlossen, sich hier und heute ein Maximum irdischen Lebensglückes zu verschaffen, und unversehens — und uneingestanden — wird der Glaube vom Daseinszweck zur Arabeske, zum Dekor. Religiosität erhält „Funktion", spendet einen „festlichen Rahmen", ist am Rande bestenfalls

Fortsetzung auf Seite 3

Humboldt bleibt auf dem Podest

Das neue Gutachten des Wissenschaftsrates

Gut 950 Gramm wiegt das langerwartete Gutachten des Wissenschaftsrates, und mit seinen 535 Seiten ist es gewiß umfangreicher, als es selbst die Kenner der verworrenen Materie „Hochschulwesen" annehmen konnten. Für etwa 12 DM wird man die voluminöse Schrift demnächst in den Buchhandlungen unserer Universitätsstädte erstehen können; es wäre nur zu wünschen, daß möglichst viele Professoren einen Blick hineinwerfen, bevor sie eilfertig ihrer Lehrtätigkeit nachgehen, ohne die Veränderungen zu ahnen, die alsbald bevorstehen.

Wer freilich darauf spekulierte, der Wissenschaftsrat werde ein abstraktes Modell der modernen Universität entwerfen, wird enttäuscht sein. So weit wiederum gehen die Neuerungen nicht. Die Idee der deutschen Universität bleibt unangetastet! Wilhelm von Humboldt wird auch weiterhin mit Fug und Recht als Ideologe der deutschen Hochschule zitiert werden können. Zum Rotieren im Grabe gibt es keinen Anlaß. „Es ist . . . nicht Aufgabe des Wissenschaftsrates", heißt es in den Empfehlungen des Rates, „ein eigenes System einer Hochschulreform zu entwickeln. Er hat aber zu Einzelfragen der Hochschulreform Stellung genommen, soweit dies zur Erfüllung seiner Aufgaben notwendig war."

Anders ausgedrückt: „Die Hochschulen müssen Bewährtes wahren, zugleich aber die Aufgaben erfüllen, die ihnen erst im Laufe der neueren Entwicklung erwachsen sind: sie müssen der Spezialisierung der Wissenschaft Rechnung tragen . . ." So fordert es der Wissenschaftsrat selbst. Die Verbindung von Forschung und Lehre, die das Besondere des deutschen Hochschulwesens ausmacht, wird auch in Zukunft erhalten bleiben.

An dieser Stelle jedoch haken bereits die Kritiker ein. Es gibt Stimmen, die nur unmutig registrierten, daß der Wissenschaftsrat es bei der Feststellung beließ, das Alte habe sich bewährt, man wolle nun dabei bleiben. In der Tat hat der Wissenschaftsrat das Humboldtsche Universitätsideal mit all seinen Konsequenzen hingenommen wie ein Naturgesetz. Modifikationen sind zwar möglich; im Kern aber kann sich nichts ändern.

Erfreulich ist hingegen, daß mit den Empfehlungen des Wissenschaftsrates jetzt zum erstenmal ein umfassender Plan für den Ausbau der wissenschaftlichen Hochschulen vorliegt, der gegenüber allen anderen Plänen, Modellen und Vorschlägen den Vorzug hat, unter der Beteiligung und mit der ausdrücklichen Zustimmung der Kultusministerien, der zuständigen Instanzen des Bundes, zahlreicher Wissenschaftler und verschiedener Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens zustande gekommen zu sein. Wenn es in den Parlamenten künftig um die Bewilligung der Wissenschaftshaushalte geht, wird sich daher kein Abgeordneter und kein Minister mehr darauf berufen können, es fehle an fundierten Vorschlägen. Die landläufig bekannten Mangelerscheinungen sind im Gutachten des Wissenschaftsrates nochmals präzise dargelegt. Wie dem Notstand abzuhelfen ist, schildern die zahlreichen und detaillierten Vorschläge, die das Gremium der 39 nun der Öffentlichkeit übergeben hat.

Eine Empfehlung ist dabei für die Studentenschaft besonders wichtig: Das „Herausprüfen", wie es vor Jahresfrist Dr. Scheidemann, der Hochschulreferent des Bundesinnenministers, empfahl, lehnt der Wissenschaftsrat ausdrücklich ab. Eine Beschränkung der Studentenzahlen soll nicht vorgenommen werden; vielmehr sollen die wissenschaftlichen Bildungseinrichtungen so erweitert werden, daß alle geeigneten Studenten, die ein Studium beginnen wollen, von den Universitäten und Hochschulen auch aufgenommen werden können. Selbstverständlich setzt das einen beachtlichen Ausbau der bestehenden Hochschulen voraus. Sie sollen nach den Plänen des Rates 1964 eine Kapazität von 200 000 Studenten aufweisen.

Erst 1964? Der Kundige stutzt, denn bereits heute studieren an den Hochschulen der Bundesrepublik und West-Berlins mehr als 200 000 Studenten. Was soll also eine Kapazität von „nur" 200 000 Studenten? Nun, der Wissenschaftsrat ist bei seinen Untersuchungen von fiktiven Vorstellungen über die zweckdienlichste Hochschulgröße ausgegangen; dabei kam er zu dem Schluß, daß die bestehenden Hochschulen selbst nach einem großzügigen Ausbau kaum mehr als 200 000 Studenten fassen können, wenn Forschung und Lehre nicht unangemessen beeinträchtigt werden sollen. Da andererseits für 1964 bereits mit einer Zahl von mindestens 260 000 Studenten gerechnet wird, bleibt der Neubau von Hochschulen als einzig möglicher Ausweg.

Der Wissenschaftsrat schlägt folglich die Gründung dreier neuer Universitäten vor; sie sollen sich dadurch von den Universitäten des alten Typs unterscheiden, daß ihnen jeweils bestimmte ingenieurwissenschaftliche Fakultäten angegliedert werden. Mögliche Standorte sind der norddeutsche Raum, das westfälische Industriegebiet und Süddeutschland. Für das Rhein-Main-Gebiet ist vorerst keine neue Hochschule geplant. Außer den Universitätsneubauten soll die Errichtung einer Technischen Hochschule erwogen werden. Um auch der besonderen Notsituation an den medizinischen Fakultäten gerecht zu werden, sollen schließlich nach dem Düsseldorfer Vorbild mehrere medizinische Akademien gegründet werden.

Unterdessen wird der Ausbau der bereits bestehenden Hochschulen zügig voranschreiten. Das vorgelegte Bauprogramm erfordert bis zum Jahre 1964 Aufwendungen in Höhe von 2,6 Milliarden DM, die je zur Hälfte vom Bund und von den Ländern getragen werden sollen. Die Kosten für die Neugründungen — die Erstausstattung einer Universität kostet etwa 250 Millionen DM — sind dabei noch nicht berücksichtigt. Geld kostet auch die vom Wissenschaftsrat verlangte Vermehrung der Lehrstühle und der Stellen für das wissenschaftliche Personal. Zu den bestehenden 3160 Lehrstühlen sollen im Laufe der nächsten Jahre weitere 1200 hinzukommen. Der jährliche Aufwand für das wissenschaftliche Personal wird dadurch von 210 Millionen DM auf 360 Millionen DM jährlich steigen. Auch die Sachmittelfonds werden erhöht; statt der augenblicklichen 39 Millionen DM jährlich sollen 1964 etwa 83 Millionen DM ausgegeben werden.

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 21494

Bemerkenswert ausführlich befaßt sich das Gutachten des Wissenschaftsrates mit dem Problem des Ausländerstudiums in der Bundesrepublik. Es wird vorgeschlagen, in stärkerem Maße als bisher Vorstudienkollegs einzurichten; die Studentenheime sollen Plätze für ausländische Studenten reservieren. Die Gesamtzahl von ausländischen Studenten soll künftig in einer Fakultät 30 Prozent, an einer Hochschule 15 Prozent der Zahl der deutschen Studenten nicht übersteigen.

Wenn die Empfehlungen des Wissenschaftsrates schließlich eine Überraschung brachten, dann diese: Sehr offen kritisierten die Mitglieder der wissenschaftlichen Kommission nämlich das Entstehen hierarchischer Strukturen innerhalb der Hochschulen. Das Bestreben vieler Ordinarien, in ihrer Disziplin und an ihrer Hochschule ein uneingeschränktes Regiment zu führen, wird demnächst einen Dämpfer erfahren, wenn — den Plänen des Wissenschaftsrates entsprechend — besonders die Zahl der Ordinariate vergrößert und zugleich die Einrichtung zahlreicher Parallelinstitute erwogen wird. Daneben sollen die Stellen des „Wissenschaftlichen Rates", des „Abteilungsvorstehers" und des „Studienrates im Hochschuldienst" neu eingerichtet werden. Mit welchem Effekt — das wird sich frühestens 1964 sagen lassen.

Werner Riba

Leserbriefe

Hat er gedient?

Zu Ihrem Artikel „Ra, Ra, Ra, Germania" kann man in Abwandlung des darin enthaltenen Zitats sagen: er steht nicht rechts, er steht nicht links, er steht überhaupt nicht, er schwebt! Und zwar schwebt er in höheren Regionen, die mit realer Politik wenig gemein haben.

„Die Jugend" (gemeint ist wohl Herr Rauch) „konnte nicht verhindern, daß Hitleroffiziere . . ." Ich frage Herrn Rauch: Wer sollte denn die Bundeswehr aufbauen? Es sind doch gar keine anderen Offiziere und Beamten da, abgesehen von den wenigen Frenzel- und Johntypen, die Herr Rauch doch wohl auch nicht haben will. Diese Kritik hat weder Hand noch Fuß. Ein Student, überhaupt ein Historiker, muß etwas realer denken. Ob Herr Rauch wohl sein Jahr unter den „Hitleroffizieren" abgedient hat? Ist er zur Verteidigung des noch freien Deutschlands bereit? Ja oder Nein.

Und dann kommt „der Weisheit letzter Schluß": Eine „Weltkugel mit Friedenszweigen" (es wird einem ganz schwummerig zumute) und die „neue Nation", die Vereinten Nationen. Ja, Herr Rauch, schließen Sie denn die Augen vor dem, was dort geschieht? Dort betreibt doch jeder seine nationale Politik und versucht, den anderen vor den eigenen Karren zu spannen. Wie soll die uns denn „gegen die Feinde von Freiheit und Menschenrechten . . ." zusammenstehen, wenn diese selbst in ihr sitzen? In diesem Artikel wird der uralte Traum vom „Weltbürger" und „ewigen Frieden" geträumt, aber verzeihen Sie, es wird geträumt. Ich würde mich der Wirklichkeit zuwenden. Diese sieht so aus, daß die Völker wie bisher ihre nationalen Interessen vertreten (einige fangen erst an), also müssen wir es auch. Und solange andere Völker ihre Sportler lautstark anfeuern (Italiener im Boxpalast!!), können wir das auch. Sogar ohne Herrn Rauch.

Manfried Weber

Die Nation ist kein Anachronismus

Der Leitartikel in der 9. Nummer des DISKUS enthält die unheilvolle aber gebräuchliche Vermengung der Begriffe national und nationalistisch. Eigenartige Beispiele werden vom Verfasser angeführt, um dem „Nationalen" die Daseinsberechtigung abzusprechen. So soll sich in dem Anfeuerungslärm deutscher Touristen bei den Olympischen Spielen in Rom nationales Verhalten gezeigt haben. Nach der Unterstellung des Verfassers habe es sich ja hier auch vornehmlich um „alte Kämpfer" gehandelt. Als ob irgendein ernstzunehmender Journalist in diesem Gegröl mehr gesehen hätte als den Verdummungseffekt, den sportliche Begeisterung heutzutage hervorzurufen pflegt. Was schließlich die Emigrantenzeit des SPD-Kanzlerkandidaten anlangt, so ist dieses armseligste und traurigste Argument der CDU-Propaganda doch nicht aus dem nationalen Gefühl, sondern dem beschränktesten Eigennutz erwachsen.

Die Nation ist auch im Zeitalter der supranationalen Entwicklung kein anachronistisches Gebilde. Das nationale Interesse ist nach wie vor entscheidend, und alle Aktionen internationaler Organisationen waren nur dann wirksam, wenn sie dem nationalen Interesse einer Vielzahl von Staaten entsprachen. Es mag erhebender sein, sein politisches Wirken in den Dienst der ganzen Menschheit stellen zu wollen, und wer möchte nicht das Raubvogelsymbol gegen die mit Friedenszweigen umkränzte Weltkugel eintauschen, aber solange eine politische Gemeinschaft der Völker nicht besteht, wird die nationale Selbstaufgabe mißbraucht werden und zu zielloser Betriebsamkeit führen.

Die Nation bedarf der geschichtlichen Bestätigung. Wo soll man die hernehmen, nachdem sich unser Volk in seiner Gesamtheit in der gerade durchmessenen Geschichtsperiode mit der Verantwortung des Versagens belastet hat. Aber die deutsche Geschichte hat doch nicht mit Adolf Hitler begonnen und es gibt in ihr viele Ereignisse, die uns stolz machen können, ohne daß wir an Waffengeklirr erinnert sind.

Wie sehr aber die nationale Idee auch heute noch als Impuls notwendig sein kann, zeigt sich bei dem wichtigsten Ziel deutscher Politik, der Wiedervereinigung. Denn diese kann trotz aller Rückschläge und gegenwärtigen Aussichtslosigkeit nur dann mit der erforderlichen Ausdauer erstrebt werden, wenn sie nicht nur aus aktuellen politischen Interessen günstig erscheint oder wenn wir in ihr nur einen Teil der Zurückdrängung des kommunistischen Regimes in den Ostblockstaaten sehen, sondern wenn wir, der nationalen Gemeinsamkeit mit den Menschen in Mitteldeutschland wegen, die uns eben näher stehen als die Angehörigen anderer Völker, deren Freiheit wiederherzustellen und in der staatlichen Vereinigung mit ihnen die nationale Wiedergesundung zu erreichen suchen.

Vor allem dürfen wir nicht glauben, daß wir, wenn wir das Nationale verhöhnen oder Schmutzkübel über ihm ausgießen, anderen Völkern gefällig sind. Auch in der Politik gilt, daß der, der sich selbst nicht achtet, von anderen nicht geachtet wird. Deshalb ist es betrüblich, daß die törichte englische Äußerung von den Deutschen, die noch einmal sechs Millionen umbringen werden, wenn sie die Chance dazu bekommen, in dem Artikel aufgenommen wird, eine Äußerung, die keines Kommentares bedarf, es sei denn, des französischen Wortes: „Il est prodigieux, ce que les Anglais ignorent."

Jan Remer Haase

Weih-Rauch

Tut man Herrn Rauch unrecht, wenn man feststellt, er schwinge gegen Ende seines so notwendigen wie guten Aufsatzes das Weihrauchfaß etwas zu vehement? Herrn Rauchs Ansatz ist kritisch, Kritik an ihm selbst ist nur Fortgang in seiner eigenen Immanenz.

Also: Zu sagen, Ziel aller politischen Bemühungen müsse sein: „der Mensch", ist sachlich sicher richtig; die Formulierung aber ist der fatalen Terminologie der Kulturfaschisten entnommen, die die Unmenschlichkeit des Produktionsapparates mit der unmenschlichen Phrase zu kaschieren suchen, alles diene „dem Menschen". Wie gängig solches Gewäsch geworden ist, zeigt sich, wenn es gar einem so guten Stilisten wie Herrn Rauch in die Feder rutscht.

Ebensoviel absolete Salbung wie „der Mensch" scheint mir der letzte Satz zu implizieren: „Hier (in der UNO) stehen die Völker zusammen gegen die Feinde der Menschenrechte, der Menschenwürde, gegen Hunger und Unwissenheit." Sicher. — Aber tönen so nicht alle Edelmenschen vom Papst bis Friedrich Sieburg? Mir wird unbehaglich, wenn ich das lese.

Der Menschlichkeit ist durch Wahrheiten besser gedient als durch Vagheiten. Mir gefällt Herrn Rauchs Aufsatz, weil er bis zum vorletzten Abschnitt seiner kritischen Intention gerecht bleibt. Das Ganze in ein versöhnliches Finale ausklingen zu lassen, halte ich nicht für sehr glücklich. Das haut in die Kerbe derer, die uns weismachen wollen, es sei alles nicht so schlimm. Es ist schlimm genug.

Ihr ergebener Leser
Kurt-Jürgen Huch

Zu „Emotion oder Verständnis"

In seinem Artikel: „Emotion oder Verständnis, zum Kunstgespräch 1960" scheint Morschel davon überzeugt zu sein, daß das bloße Feststellen von dem Material, aus dem das Kunstwerk besteht, zum Verständnis des Künstlerischen führe.

Allerdings will er wie Prof. Bense sich nicht darauf beschränken, nur Zeichen eines Bildes zu registrieren, sondern sie auch unter bestimmten Gesichtspunkten ordnen. Mit der Einteilung z. B. in semantische (konstruktive) und aletorische (intuitive) Merkmale ist aber ein subjektives Urteil verbunden, so daß man die Methode hier schon nicht mehr als rational bezeichnen kann. Die Unterscheidung ist fragwürdig, weil Zeichen in einem Kunstwerk nicht nur eine Seite in sich tragen dürfen, sonst zerfiel das Werk in zwei Elemente und könnte nicht als formal bewältigt angesehen werden.

Die Forderung nach materialgerechter Interpretation hat trotzdem seine Berechtigung für den Kritiker, der glaubt, sich allein auf seine Intuition verlassen zu können. Kritiker mit dieser Einstellung lehnten aber im Kunstgespräch Prof. Benses neopositivistische Theorie von vorne herein ab, während die zur rationalen Beurteilung neigenden wie Morschel in ihrer einseitigen Auffassung von Benses Thesen noch bestärkt wurden. Kunst bewegt sich im Spannungsfeld zwischen dem Konstruktiven und Aletorischen. Die Kritiker beider Richtungen vermeiden es, sich den Spannungen auszusetzen, indem sie sich auf eine Seite flüchten.

Wenn man Kunst als Konsumgut definierte, erhielte man einen eindeutigen Begriff, wie ihn Morschel fordert, woraus dann sich auch leicht die allgemeinverbindlichen Normen für Ästhetik ableiten lassen, um die sich Bense bemüht.

Hitler hat es verstanden, solange er an der Macht war, seine Definition von Kunst durchzusetzen, und dadurch verhindert, daß der Staat in eine Problematik gestoßen wurde, die den Zusammenbruch viel früher heraufbeschworen hätte.

Hitlers Methoden sind nicht mehr modern. Die Technik bietet ja heute ganz andere Möglichkeiten. Wenn wir unser Wirtschaftswunder möglichst lange aufrecht erhalten wollen, müssen die modernsten Methoden der Technik ausgenutzt werden, um auch den geistigen Aufstieg zu demonstrieren.

Siegfried Bartels, Ffm.

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des **Studentischen Auslandsdienstes (StAD)** bei. Wir bitten um freundliche Beachtung.

DISKUS FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Erscheint monatlich außer März und September.
Herausgeber: Wolf Calebow, Robert W. Flohr, Hartmut Rotter, Klaus Scheunemann, Hans-Walter Siebert.
Redaktion: Peter-Klaus Iden (Hochschulpolitik, Lokales), Richard Wolf (Feuilleton).
Für diese Nummer verantwortlich für den politischen Teil: Hans-Walter Siebert (als Herausgeber).
Mitarbeiter: Malte J. Rauch, Hanno Reuther, Wolfgang Vogel.
Korrespondent in Bonn: Gert Baumgarten.
Korrespondenten in Berlin: Uta Gerhardt-Heckel, Walter Weller.
Geschäftsführung: Günter Schwank, Oberursel, Oberhöchstädter Straße 33, Telefon: Oberursel 22 42.
Anzeigenverwaltung: Etelca Götz, Frankfurt am Main, Leerbachstraße 92, Telefon 55 62 61.
Konten der Zeitung: Dresdner Bank Nr. 121 210. Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30 158.
Manuskripte sind zu richten an DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung, Universität Frankfurt am Main, Mertonstraße 26, Telefon 77 07 41, App. 188/189. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion. Alle abgedruckten Beiträge sind Eigentum des DISKUS.
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V.“; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.
Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt am Main, Oederweg 39 a, Telefon 55 11 78.

Hochschulreform vertagt

Anmerkungen zu den Empfehlungen des Wissenschaftsrates

Der Wissenschaftsrat, 1957 auf Grund eines Verwaltungsabkommens zwischen Bund und Ländern gegründet, hatte als Aufgabe, einen Gesamtplan zur Förderung der Wissenschaften aufzustellen, jährlich ein Dringlichkeitsprogramm vorzulegen und Empfehlungen für die Verwendung der verfügbaren Mittel auszusprechen. Damit wurde erstmals eine erfreuliche Zusammenarbeit zwischen Bund, Ländern und Hochschulen garantiert, die befreit war vom Streit der Zuständigkeiten, der Kulturhoheit der Länder und der konkurrierenden Gesetzgebung in der Forschung.

Am 23. November konnte der 1. Teil der Empfehlungen des Wissenschaftsrates der Öffentlichkeit übergeben werden. Es ist ein Gesamtplan zum Ausbau der vorhandenen Hochschulen geworden, der den tatsächlichen Bedürfnissen angepaßt ist. Uns scheint, daß diese erste Empfehlung einen Vorschlag darstellt, die traditionelle deutsche Hochschule zu reparieren und zu restaurieren, um sie den Erfordernissen des hochzivilisierten, modernen Industriestaates anzupassen, der dringend qualifizierten Nachwuchses für Wirtschaft, Öffentliches Leben, Forschung und Lehre bedarf.

Das 3. Reich, die Kriegs- und Nachkriegsjahre haben unserem Bildungswesen erhebliche Schäden beigebracht. Die Studentenzahlen waren im Jahre 1938 auf die Hälfte des Standes von 1928 gesunken. Viele Gelehrte (14,8 %) wurden aus dem Hochschuldienst entfernt, der Krieg nahm ungezählte hoffnungsvolle Nachwuchskräfte mit in sein Grab und zerstörte unersetzliche wissenschaftliche Einrichtungen. Die schwere Zeit der Nachkriegsjahre zwang vielfach aus materiellen Gründen zur Aufgabe einer erfolgversprechenden wissenschaftlichen Laufbahn oder zum Abwandern ins Ausland. Es erscheint daher fraglich, ob die 1200 vorgeschlagenen Professorenstellen überhaupt besetzt werden können.

Bei der Berechnung für den personellen und sachlichen Ausbau der vorhandenen Hochschulen ist der Wissenschaftsrat von den gegenwärtigen Studentenzahlen (200 000) ausgegangen und hat für die in den nächsten Jahren zu erwartende Steigerung auf 240 000—260 000 die Gründung von 3 neuen Universitäten und einer Technischen Hochschule vorgeschlagen. Die Forderung, die Hochschulen durch Einführung eines nummerus clausus oder gar des „Herausprüfens“ von Studenten zu entlasten, wurde abgelehnt. In der Bundesrepublik entfallen gegenwärtig auf 10 000 Einwohner 32 Studenten, während vergleichbare europäische Länder ein Verhältnis von 36 zu 10 000 haben. Dieses Verhältnis sollte auch für Deutschland angestrebt werden.

Im Gebiet der Bundesrepublik bestehen gegenwärtig 18 Universitäten, 8 Technische Hochschulen und 7 sonstige wissenschaftliche Hochschulen, während bei gleicher Bevölkerungszahl das Reich 1935 23 Universitäten, 10 Technische Hochschulen und 11 sonstige wissenschaftliche Hochschulen besaß. Der Vergleich zeigt, daß die bestehenden Hochschulen die Studenten, deren Zahl sich von 72 000 (1928) auf 200 000 (1960) gesteigert hat, nicht mehr ausreichend betreuen können. Der Wissenschaftsrat hat Modellfakultäten entwickelt, die den Lehrkörper auf gestaffelte Studentenzahlen zuschneiden. Künftig sollen Parallelprofessuren in fast allen Gebieten eingerichtet werden, die Assistentenstellen kräftig vermehrt (89 %) und der „Mittelbau“ (Diäten-Dozenturen, Wissenschaftliche Räte, Kustodes, Lektoren) erweitert werden (172 %).

Die Neuschaffung des sogenannten Mittelbaues mit Studienräten im Hochschuldienst, Wissenschaftlichen Räten, Abteilungsvorstehern u. a. mit Lehr- und Forschungsaufgaben stellt eine echte Reform des gegenwärtigen Hochschulwesens dar.

In diesem Zusammenhang darf auch die Abschaffung des Kolleggeld(un)wesens und die Beschränkung der Extraordinariate auf Spezialgebieten gesehen werden. Schwerpunkte bestimmter Forschungsgebiete sollen nur noch dort gebildet werden, wo entsprechende wissenschaftliche Einrichtungen bstehen, auch „Modedozenturen“ ge[illegible]r Randgebiete werden kaum wieder so sprießen können wie bisher, wenn nach den Empfehlungen verfahren wird.

Der Wissenschaftsrat hat die Neuregelung der Selbstverwaltung der Hochschule, der Nachwuchsförderung, des Berufungsunwesens der Prüfungsordnun[illegible] der Sozialeinrichtungen mit in seine Überlegungen einbezogen, detaillierte Vorschläge wurden leider nicht vorgelegt. Es wäre zu wünschen, wenn dies in einer der nächsten Empfehlungen nachgeholt würde, um eine echte Reform an Haupt und Gliedern zu garantieren.

Auf einer kulturpolitischen Tagung, die vor kurzem in Wiesbaden stattfand, hat der hessische Kultusminister vorgeschlagen, dem Wissenschaftsrat Exekutivbefugnisse zu übertragen. Wir halten diesen Vorschlag für unglücklich. Zu leicht könnten dann die Beratungen von fiskalischen und taktisch-politischen Überlegungen beeinflußt werden. Die Gutachterkommission, in der Bund, Länder und Hochschulen gleichermaßen vertreten sind, vermöchte bald im Getriebe der Parteien zerrieben werden. Man sollte dem Wissenschaftsrat — ähnlich dem University Grants Committee in England — seine unabhängige, überparteiliche Funktion erhalten. Parlamente und Regierungen bleiben aufgefordert, sein Programm zu verwirklichen.

H. W. Siebert

Goldener Durch-schnitt

Als man den ersten Bundespräsidenten um die Genehmigung hat, sein Bildnis in goldene Münzen schlagen zu dürfen, winkte Theodor Heuss so freundlich wie entschieden ab, so, als gälte sein Streben ganz anderen Bereichen, in denen goldgeformte Konterfeis des eigenen Ichs mehr störend als willkommen empfunden werden.

Bedurfte Heuss dieser goldenen Zier nicht, sollten sich jedoch bald andere finden, die bereit waren, ihr Bildnis in den Tresors bundesrepublikanischer Goldrückversicherer stapeln zu lassen, die, sich als begeisterte Anhänger exklusiv-neueuropäischer Dukatenwährung (1 Dukaten etwa 25 DM) gebend, eigentlich nur Konjunkturgewinne im Sparstrumpf zu sichern trachten. Der goldene Ludwig durfte selbstverständlich da nicht lange auf sich warten lassen; auch ohne Zigarre ist er — in gediegenem Gold — nicht ohne Gewicht.

Doch Deutschland lebt nicht mehr nur im Bewußtsein des Wirtschaftswunders; neben den Hundertkronenstücken des altehrwürdig kaiserlichen Franz-Joseph aus der Donaumonarchie wird nun ein neuer Franz-Josef geprägt, zwar nicht Kaiser (noch), als Bundesverteidigungsminister immerhin den einen Garant junger bundesdeutscher Wehrhaftigkeit, den anderen mehr Symptom für den offenbar noch immer nicht überwundenen Militarismus mitteleuropäischer Prägung.

Ein goldener Hans Christian erübrigt wohl jeden Kommentar, wenn er mit Zunamen Seebohm heißt. Der Verkehrsminister ist der vierte Prägungswürdige im Bundeskabinett. Zu dem vielköpfigen Panoptikum so „goldiger“ Zeitgenossen — inzwischen auch mit mehreren goldenen Theos — kommt jetzt noch ein weiterer Konrad, der schwerer wiegen wird als alle übrigen.

„. . . Unter seiner Kanzlerschaft erhob sich die Bundesrepublik Deutschland aus elender Erniedrigung zu einem geachteten und bündnisfähigen Mitglied der Freien Völker. Ein Aufstieg in wenigen Jahren, unmöglich schien es und niemand hat ihn erwartet! Für diese Leistung den PATER PATRIAE!“ fordert Münzbildentwerfer und -zeichner Graul.

„Vermieden sei maßlose Verherrlichung . . . wer aber Adenauers Leistung schmälern oder leugnen wollte, ist ein politischer Kannegießer schäbigen Charakters.“

CONRAD ADENAUER PATER PATRIAE GERMANICAE wird Herr Graul als Inschrift auf die nächste Bildserie des Kanzlers in Gold setzen. Wer wird da noch widersprechen wollen, nach den goldenen Franz-Josefs und Seebohms nun der CONRAD ADENAUER PATER PATRIAE von Herrn Grauls Gnaden. Erfreulicherweise ist die Inschrift urheberrechtlich gesetzlich geschützt, was mißbräuchliche Weiterverwendung dieser Bezeichnung hoffentlich recht wirksam verhindern wird. Das jüngste Kind der westdeutschen Goldfamilie ist der kleine Willy, als erster der Regierung im Bund zwar noch nicht nahestehend, immerhin aber schon goldeswert, ein richtiger Goldjunge der SPD also.

Wolf K. Lebeau

Fortsetzung von Seite 1

eine Versicherung, die ein Quäntchen Hoffnung für diejenigen bereithält, die nicht mithalten können. Auch unter Christen hat man sich halt daran gewöhnt, die Feste so zu feiern wie sie fallen.

Das Fest der Liebe hat so seine Eigenheiten. Besonders, wenn es in einer Gesellschaft im Überfluß gefeiert wird, die von einem Meer von Völkern umbrandet ist, die sich — abgestuft — auf dem Lebens- und Leidensstandard des Mittelalters, der Aufklärung, der Jahrhundertwende bzw. der Ste[illegible]it befinden. Wenn diese Gesellschaft ferner 11 Milliarden DM zur Erhaltung ihrer spezifischen Form der Freiheit und anderer Lebensgewohnheiten freudig opfert und meint, sie breche sich ein Bein, wenn sie im Jahre 2 Milliarden DM für Entwicklungshilfe aufbringe[illegible]ollt. Christus hätte seine Freude an dieser G[illegible]sellschaft gehabt.

An all dem sind nun wahrlich nicht die Werbeleute schuld. Sie sind lediglich die hochspezialisierten Funktionäre, die sich unsere Gesellschaft hält, um ihren eigenen Vulgärmaterialismus und das liberale Prinzip „Jeder gegen jeden“ zu potenzieren. Die dankbarsten Objekte jeder Wirtschaftswerbung sind alle diejenigen, denen schon mit 4 Jahren von treusorgenden Müttern eingehämmert wurde: „Du sollst nicht immer mit Otto spielen!“ (Otto hatte oft Löcher im Strumpf, sprach Dialekt, seine Nase lief und sein Vater war Arbeiter.) Die idealen Opfer einer Wirtschaftswerbung, die an das Geltungsstreben appeliert, sind Menschen, deren „5“ im Rechnen in ihrem letzten Jahr vor der Oberschule einer Familienkatastrophe gleichkam. Jedes Kind muß bei uns begreifen, daß für das „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst“ der Sonntag reserviert ist — und: Weihnachten. Im übrigen heißt es: „Gelobt sei, was hart macht.“ Wer bereits mit 10 Jahren begriffen hat, daß das Gebot der Nächstenliebe nicht ernst zu nehmen ist und daß man in der Konkurrenz aller gegen alle lediglich gewisse Spielregeln strikt beachten muß (bzw. nur dann mogeln darf, wenn niemand hinschaut) — der ist für eine glänzende Karriere vorbestimmt!

Wer jemals mit seinen eigenen Ohren gehört hat, wie ein junger amerikanischer Student allen Ernstes sagte, die Größe des Diamanten in einem Verlobungsring zeige, wie sehr ein Bräutigam seine Braut liebt, der mag wahrlich zu dem Schluß kommen, daß diese Welt einen Erlöser braucht. Der Glaube, daß man Liebe „schenken“ kann, mag in seiner naivsten Form noch erträglich sein, wenn einfach gemeint ist, daß man Freude schenken will. In einer Zeit jedoch, in der neben Brillantringen Pelzmäntel, Sportwagen oder auch „nur“ Fernsehapparate zum standesgemäßen Geschenk aus Anlaß und aus Freude an der Geburt des Herrn avancieren, da werden Geschenke zu Waffen.

In unseren Städten werden Damenhandtaschen gehandelt, die einen Monatslohn kosten, und Herrenuhren, die für ein durchschnittliches Jahreseinkommen noch lange nicht zu haben sind. Sie werden auf manchem Weihnachtstisch liegen, weil der Interessent in dem Slogan „Gönn' Dir was Gutes, gönn' Dir 'ne XYZ“ die Worte wiederzuerkennen glaubte: „. . . lieben, wie Dich selbst!“

Mit diesen Waffen wird die gesellschaftliche Spaltung vertieft und verteidigt. Sie zementieren soziale Unterschiede. Sie sagen: Komm mir nicht zu nahe! Sie drohen: Wage es, mich zu lieben! oder: Platz da!

Irgendwann wird man uns die Rechnung aufmachen. Dann klopfen Hundert Millionen erwachte Hungerleider an unsere Tür. Und sie werden fragen: Was habt Ihr mit Eurem Reichtum und mit Eurer Liebe gemacht! Dann sollten wir uns an diese Weihnachten erinnern. Alle Jahre wieder.

Hans Freienfeld

Unsere Dienstleistungen sind beachtlich!

Beratung in allen Geld- und Vermögensfragen · Vermögensverwaltung · Annahme von Spareinlagen (Sparbücher), Prämiensparen · Führung von Privat- und Geschäftskonten (Girokonten) · Annahme von Fest- und Kündigungsgeldern · Gewährung von Krediten aller Art · Diskontierung von Wechseln Durchführung von Überweisungsaufträgen · Ausführung regelmäßig wiederkehrender Zahlungen aufgrund von Daueraufträgen · Einzug von Schecks, Wechseln und Dokumenten auf alle Plätze und Banken im In- und Ausland · Beratung in allen Wertpapierfragen · An- und Verkauf von Wertpapieren Verkauf von Investment-Anteilen · Verwaltung von Wertpapieren (Effektendepots) · Verwahrung von Wertgegenständen · Vermietung von Schrankfächern (Safes) · Tag- und Nachttresoranlage · Abgabe von Tankschecks · Verkauf von Benzingutscheinen für Frankreich und Italien · An- und Verkauf von Devisen, fremden Geldsorten, Reiseschecks und Goldmünzen · Fachmännische Beratung in Außenhandelsfragen · Abwicklung von Außenhandelsaufträgen · Akkreditive und Inkassi · Nachweis von Import- und Exportverbindungen

DRESDNER BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
Frankfurt a. M., Gallusanlage 7

Unsere hochaktuellen Grebe-Bilder zeigen eine Demonstration Venezuelischer Studenten für Fidel Castro, in der Mitte die Aufbahrung eines bei Unruhen in Caracas getöteten Studenten in der Universität und einen Anschlag auf Gebäude der bürgerlichen Presse.

Kriegsschauplatz — Universitätsgelände

Venezuela an der Schwelle des Bürgerkrieges / Blutige Unruhen in Caracas

Zu den vielbeachteten Vorgängen in Venezuela, wo linksradikale Studentengruppen die Regierung Betancourt zu scharfen Gegenschlägen veranlaßt haben, erhielten wir den folgenden Exklusiv-Bericht unseres Mitarbeiters Hans-Wilhelm Grebe über die politischen Ereignisse in der Universidad Central, Caracas.

Die Aktivität der linksradikalen Studentengruppen an der Universität in Caracas erreichte Ende Oktober dieses Jahres einen neuen Höhepunkt. Anno 1958, während der Venezuelareise des geschlagenen US-amerikanischen Präsidentschaftskandidaten, hatten die venezolanischen Studenten dem damals noch als Goodwill-Botschafter des State Department reisenden Nixon in sehr massiver Form ihre politische Meinung demonstriert — daß nur ein Teil der Demonstranten Studenten waren, wurde in der Öffentlichkeit damals wenig bekannt, bei den Polizeiverhören der Verhafteten hatte man festgestellt, daß viele Teilnehmer an den Manifestationen weder den Namen Eisenhower kannten noch überhaupt wußten, wo Nordamerika liegt.

Um die Vorgänge in der Universität von Caracas richtig beurteilen zu können, muß man wissen, daß die Opposition der Studenten im politischen Leben Venezuelas stets eine Rolle gespielt hat, seit das Land eine eigene Universität besitzt. Auch am Sturz der letzten Regierung, der Diktatur des Pérez Jiménez, war die Studentenschaft wesentlich beteiligt. Neu ist, daß sich studentische Opposition nun auch gegen eine Regierung richtet, die durch freie Wahlen zustande gekommen ist. Um eine solche handelt es sich aber bei der Regierung Betancourt, die seit 20 Monaten im Amt ist und sich rühmen kann, die erste konstitutionelle Regierung in der Geschichte Venezuelas zu sein, der es gelungen ist, länger als ein Jahr im Sattel zu bleiben. Seit dem Amtsantritt Betancourts, der allen Parteien volle Freiheit gegeben hat, ist der Einfluß der Kommunistischen Partei in Venezuela gestiegen, besonders in der Universität. Als Oppositionspartei erhielt sie einen bedeutenden Machtzuwachs, als Mitte dieses Jahres der linke Flügel der Mehrheitspartei (Acción Democrática) sich selbständig machte, und unter dem Namen „Movimiento de la Izquierda Revolucionaria" (= Bewegung der revolutionären Linken, abgekürzt: MIR) eine neue Gruppierung bildete und in die Opposition überwechselte. Besonders diese neue Partei hat unter den Studenten viele Anhänger.

In der Woche vom 16. bis 22. Oktober wird von der „Faculdad de Humanidades" im Rahmen der Universität eine Gedenkwoche für Kuba veranstaltet, mit allabendlichen Vorträgen über Ziele und bisherige Erfolge der Revolution des bärtigen Rebellenchefs. Bereits vor Beginn dieser Gedenkwoche fällt auf, daß in verschiedenen Fakultätsgebäuden, in der Mensa und in den Studentenheimen zahlreiche Agitationsplakate der Linksparteien angebracht sind, die Angriffe enthalten gegen die konstitutionelle Regierung. Ferner kann man Aufforderungen lesen, von der Lektüre antikommunistischer Zeitungen Abstand zu nehmen, etwa mit dem Text: „Verteidige Deine Universität, Kommilitone! — Kaufe nicht die Zeitung XY!"

Blutiger Oktober

Zu einem der Vortragsabende macht ein Referent, der Dozent der Zentraluniversität und Mitarbeiter der Linkspresse ist, regierungsfeindliche Äußerungen und greift mehrere Persönlichkeiten des Öffentlichen Lebens an, die im Regierungslager stehen. Daraufhin wird er mit einem Studenten der Universität, beide Funktionäre der Linksparteien, verhaftet. Reaktion auf diese Verhaftung ist der Aufruf der „FEDERACION DE CENTROS" — [illegible] „FCU" der Universität Caracas — an die Studentenschaft, vor dem Kongreßgebäude im Zentrum der venezolanischen Hauptstadt gegen diese Maßnahme der Regierung zu protestieren. An dieser Kundgebung (19. Okt.) beteiligt sich ein großer Teil der Studentenschaft, und hier werden zum erstenmal regierungsfeindliche Parolen laut, wie „Nieder mit Betancourt!" und „Wir wollen eine Volksregierung!". Zu planmäßigen Gegenangriffen der Polizei kommt es jedoch an diesem Tag noch nicht.

Am Morgen des nächsten Tages (20. Okt.) finden auf dem Gelände der Universität Vollversammlungen der einzelnen Fakultäten statt, die darüber beraten, ob dem Streikaufruf der „FCU" (Abkürzung für „FEDERACION DE CENTROS UNIVERSITARIOS", der Studentenvertretung der Zentraluniversität, die von allen Studenten in direkter Wahl und nur über Parteilisten gewählt wird. Kandidatenlisten präsentieren nur die politischen Studentengruppen, andere studentische Organisationen, insbesondere Verbindungen, gibt es nicht. In der gegenwärtig amtierenden „FCU" haben MIR und PCV, „Partido Comunista de Venezuela", die Mehrheit) Folge geleistet werden soll. Zu diesem Streik der gesamten Universität hat die „FCU" aufgerufen, um gegen die Verhaftungen zu protestieren.

Universitätsbetrieb zusammengebrochen

Während der Diskussion um den Streikaufruf kommt es in den einzelnen Fakultäten zu Auseinandersetzungen zwischen den linksradikalen und den regierungstreuen Studenten. Ihren Höhepunkt erreicht die Kampfstimmung der heißblütigen Studenten, als eine Gruppe von Polizisten entdeckt wird. Trotz ihrer Zivilkleidung werden die Beamten von einigen der Studenten, die bei den häufigen Unruhen in den Straßen von Caracas oft mit der Polizei zusammentreffen, erkannt. Offenbar hat diese Gruppe den Auftrag, die Vorgänge in der Universität auszukundschaften. Als die Studenten sich auf die Polizisten stürzen, gelingt es einem der Beamten nicht mehr, zu seinem Fahrzeug zu kommen, die anderen können flüchten, wobei sie einige Schüsse abgeben, die einem unbeteiligten Kommilitonen Verletzungen beibringen. Der an der Flucht Verhinderte, im Nu entwaffnet, hat nun die wütende akademische Masse allein gegen sich. Er wird schwer mißhandelt, und nur das rechtzeitige Eingreifen des Dekans der juristischen Fakultät kann den Regierungsvertreter vor dem Lynchtod bewahren.

In den nächsten Tagen verschlimmert sich die Situation in der Universität erheblich. Es kommt zu einer offenen Spaltung in der Studentenschaft. Die „FCU" löst sich auf, nachdem die Vertreter der den Regierungsparteien angehörenden Studentengruppen ausgetreten sind. Das hindert aber die übrigen Studentenbosse, die den Parteien MIR und PCV angehören, nicht daran, allein weiterzuarbeiten. Um die Stärke der Linksbewegung zu demonstrieren und ihren Forderungen auf Freilassung ihrer gefangenen Funktionäre mehr Nachdruck zu verleihen, wird auf dem Rektoratsplatz der Universität — die hiesige Presse nennt ihn den „roten Platz von Caracas" — eine Riesenkundgebung abgehalten, zu der Tausende von Schülern aus den Oberschulen der Stadt im Universitätsviertel versammelt werden, teilweise Kinder unter 14 Jahren.

Nach dieser Kundgebung auf dem Rektoratsplatz (24. Okt.), in der heftige Angriffe gegen die Universität, gegen den Erziehungsminister und die Regierung lanciert werden, zieht der Haufe aus der Universität heraus in die Stadt. Wieder kommt es zu regierungsfeindlichen Demonstrationen in verschiedenen Teilen von Caracas, dieses Mal beantwortet von massiven Gegenangriffen der Polizei. Es gibt zahlreiche Tote und Verwundete. Einer der erschossenen Demonstranten wird zwei Tage später von der Universität aus zu Grabe getragen. Der Sarg wird im Haupteingang des Rektoratsgebäudes aufgebahrt, auf beiden Seiten flankiert von Studenten, die Ehrenwache halten. — Einige der Studenten wollen wissen, daß es sich bei dem Toten überhaupt nicht um einen Kommilitonen der Universität handelt, sondern um einen Jungarbeiter, der Mitglied der Kommunistischen Partei war. So wird dann der Trauerzug zu einer politischen Manifestation.

Der Universitätsbetrieb ist inzwischen vollkommen zusammengebrochen. An den breiten Einfahrten der Universitätsstadt stehen ständige Wachposten, von der „FCU" beauftragte Studenten, die jeden Passanten kontrollieren. Unter den freitragenden Betonbogen die als Überdachung der Einfahrten dienen, hängen große Spruchbänder: „UNIVERSIDAD CENTRAL, TERRITORIO LIBRE DE VENEZUELA", in deutlicher Anlehnung an einen der Lieblingssätze Fidel Castros, der seine Insel gern als „TERRITORIO LIBRE DE AMERICA LATINA" bezeichnet.

Mehrere Tage halten die Unruhen an. Bald nach den Demonstrationen, die von der Universität ausgingen, kommt es auch in Wohnvierteln der Stadt zu Schießereien, die ebenfalls zahlreiche Opfer fordern. In den Studentenheimen rechnet man mit einem Polizeiangriff auf die Wohnheime. Zahlreiche Studenten bewaffnen sich mit Eisenstangen, Gummiknüppeln und riesigen Buschmessern, bis spät in die Nacht sitzen sie im Foyer des Hauses. Einmal wird die gesamte Bewohnerschaft um 2.00 Uhr morgens früh durch große Lautsprecher geweckt: Alle sollen auf die Straße, weil Polizei das Haus angreift. Mein Zimmernachbar, ein schwarzer Haitianer, stürzt im Schlafanzug auf die Straße, bewaffnet mit einem langen Buschmesser. Aber dann geschieht doch nichts und alle kriechen wieder in die Betten.

Die starke Anteilnahme Kubas an dem akademischen Bürgerkrieg in der Zentraluniversität dokumentiert ein Telegramm, das die FCU der Universität von den kubanischen Studenten am 28. Okt. erhält. Hier heißt es: Angesichts der Welle brutaler Repressionen gegen die heldenhaften Studenten und das Volk Venezuelas protestieren die revolutionären kubanischen Studentenorganisationen energisch gegen die Gewaltmaßnahmen, die gegen die demokratischen Grundrechte gerichtet sind. Wir erklären uns solidarisch mit dem hartnäckigen Widerstand des Brudervolkes, das für ein wirklich demokratisches und fortschrittliches Venezuela kämpft.

Eine köstliche Erfrischung

Mouson Lavendel
Mit der Postkutsche
(Eingetragenes Warenzeichen)

Arbeitsvermittlung und Arbeitsberatung von

jungen Akademikern

individuell und kostenfrei durch die

Zentralstelle für Arbeitsvermittlung.

Stellenangebote für

Diplom-Kaufleute · Diplom-Volkswirte
Juristen · Diplom-Psychologen
Ärzte, Zahnärzte, Apotheker
Diplom-Mathematiker · Diplom-Chemiker
Diplom-Physiker · Diplom-Meteorologen
Geophysiker · Geologen · Mineralogen

liegen jederzeit in ausreichender Zahl vor

Prospekte der Zentralstelle für Arbeitsvermittlung sind beim AStA erhältlich

Interessenten werden gebeten, sich rechtzeitig vor dem Examen mit uns in Verbindung zu setzen

Zentralstelle für Arbeitsvermittlung

FRANKFURT A. M. · ESCHERSHEIMER LANDSTR. 1—7

Hilfe für algerische Studenten

Bemühungen des VDS zur Verbesserung der Lage nordafrikanischer Kommilitonen

Als der Stellvertretende Vorsitzende des Verbandes Deutscher Studentenschaften für Internationale Fragen, Lutz Erbring, an dem 4. Kongreß des Algerischen Studentenverbandes (Union Générale des Etudiants Muselmans Algériens — UGEMA) in Tunis im Juli 1960 teilnahm, konnte er sechs neue Stipendien für algerische Studenten in der Bundesrepublik anbieten. Wenn diese Stipendienangebote vom Januar des nächsten Jahres an besetzt sein werden, dann wird die Zahl der algerischen Stipendiaten in der Bundesrepublik 34 betragen. Die Finanzmittel, die jährlich für diese Stipendien aufgebracht werden müssen, belaufen sich auf rund etwa 100 000.— DM.

Der Verband Deutscher Studentenschaften hatte schon im Frühjahr 1956 begonnen, Kontakte zu dem damals erst ein Jahr alten algerischen Studentenverband aufzunehmen. Die Kontakte reichten in dieser Zeit nicht über gelegentliche Besuche von Vertretern der UGEMA in Deutschland und über einen freundschaftlichen, aber recht sporadischen Briefwechsel hinaus. Ein Wandel trat erst ein, als der algerische Verband Anfang 1958 seine Tätigkeit in Frankreich einstellen mußte und die französische Regierung alle seine Arbeitsunterlagen und Finanzmittel beschlagnahmte.

Als dann auch noch eine recht umfassende Verhaftungswelle gegen die algerischen Studenten in Frankreich einsetzte, zwei von ihnen zum Tode verurteilt wurden und eine große Zahl das Studium in Frankreich aufgab und in andere Länder flüchtete, entschloß sich die „International Student Conference" und ihr „Coordinating Secretariat of National Unions of Students" (COSEC), eine außerordentliche internationale Studentenkonferenz für den April 1958 nach London einzuberufen. Auf dieser Konferenz sollte die Lage der algerischen Studentenschaft und ihres Verbandes besprochen werden, und die Initiatoren dieses in der Geschichte der internationalen Studentenbewegung einmaligen Ereignisses hofften, daß damit eine weltweite Hilfsaktion für die algerischen Studenten beginnen werde. Der deutsche Vertreter auf dieser Konferenz sammelte alles nur verfügbare Material über die Lage der algerischen Studentenschaft und legte dieses auf der Mitgliederversammlung des Verbandes Deutscher Studentenschaft, ebenfalls im April 1958, vor. Die MV des VDS beschloß daraufhin, sich an dem Hilfsprogramm der internationalen Studentenbewegung zu beteiligen. Aber dieser Beschluß in Freudenstadt wurde gefaßt, ohne daß die Vertreter des VDS eine rechte Vorstellung davon hatten, wie dieser Beschluß zu verwirklichen sei, und die ersten Reaktionen und somit die ersten Hilfsangebote ließen lange auf sich warten.

Keinen politischen Kummer

Aber nicht nur in der Bundesrepublik war das Echo auf die Londoner Konferenz so schwach. Und so kam es, daß die Studentenverbände aus den Ostblockländern weit früher konkrete Hilfsangebote vorlegen konnten, obwohl die International Student Conference doch den westlich orientierten Teil der internationalen Studentenschaft repräsentiert. Das hervorstechendste Hilfsangebot kam von der „Freien Deutschen Jugend" in der „DDR". Das Angebot lautete auf eine unbegrenzte Anzahl von Stipendien und der algerische Studentenverband akzeptierte davon 120 Plätze.

In der Bundesrepublik lagen bis zum Ende des Jahres 1958 erst zwei Stipendienangebote vor. Und es hatte kaum den Anschein, als ob sich die Lage bessern würde. Aber es ist bemerkenswert, daß mit dem Beginn des Jahres 1959 ein spürbarer Wandel in der öffentlichen Meinung über den Krieg in Algerien, die Lage in Nordafrika und das Problem der Flüchtlinge aus diesen Gebieten in Deutschland sich bemerkbar machte. Hatten die Tageszeitungen und Illustrierten bis zu diesem Zeitpunkt nur recht einseitig „profranzösische Artikel" über den Krieg in Algerien und das Flüchtlingsproblem veröffentlicht, so kam es doch von diesem Zeitpunkt an zu einer mehr und mehr objektiven Berichterstattung, das Phänomen eines schon jahrelang währenden Krieges, der nach französischer Meinung kein Krieg war, ließ die breite Öffentlichkeit und auch die Studentenschaft aufhorchen.

Man hat damals, als sich der VDS zum erstenmal ernsthaft mit dieser Frage der Versorgung algerischer Studenten beschäftigte, befürchtet, daß die algerischen Studenten in Deutschland sich nicht auf ihr Studium beschränken würden, sondern eine rege politische Aktivität entfalten würden und durch mancherlei Maßnahmen ihre in Nordafrika „streitenden Brüder" unterstützen würden. Diese Befürchtung wird heute nach wie vor von vielen Seiten geäußert, die sich dabei besonders auf die in Deutschland ausgetragenen Machtkämpfe zwischen den beiden rivalisierenden algerischen Freiheitsbewegungen, der FLN und der MNA, sowie auf die Attentate gegen deutsche „Waffenhändler" beziehen. Diesen Befürchtungen und Vorwürfen muß aber entgegengehalten werden, daß von den 28 algerischen Studenten bisher keiner in solche Dinge verwickelt war oder daß gegen einen von ihnen der Verdacht einer Beteiligung geäußert worden ist. Auf der anderen Seite entbehrt natürlich der Vorwurf oder die Befürchtung, daß sich die algerischen Studenten in der Bundesrepublik über ihr Studium hinaus mit politischen Fragen beschäftigen könnten, nicht einer gewissen Ironie. Wie selbstverständlich wird doch von allen deutschen Studenten, die ins Ausland gehen, angenommen, daß sie in dem Gastland, in dem sie studieren werden, Informationen über das Leben in der Bundesrepublik und über die besondere Lage ihres geteilten Landes vermitteln. Andererseits wird aber den ausländischen Studenten, und hier besonders den algerischen Studenten, das Recht abgesprochen, ihre deutschen Kommilitonen und die Öffentlichkeit in der Bundesrepublik über die wahre Lage in ihrem Heimatlande zu informieren. Aber wie gesagt, die algerischen Studenten haben sich bisher wohlweislich zurückgehalten und ihren deutschen Gastgebern, wo immer sie auch studieren mögen, bisher kaum politischen Kummer bereitet.

Studium unter würdigen Bedingungen

Nun beschränkt sich die Hilfe für die algerischen Studenten von deutscher Seite aus nicht nur auf Aktionen innerhalb der Bundesrepublik. Die diesjährige Mitgliederversammlung in Heidelberg beschloß, dem algerischen Studentenverband für die Finanzierung seines Kongresses, erstmalig nach einem Zeitraum von drei Jahren wieder durchgeführt, im Juli dieses Jahres einen Betrag von DM 10 000.— zur Verfügung zu stellen. Auf eben diesem Kongreß wurde dann das neue Hilfsangebot mit sechs weiteren Stipendienplätzen gemacht. Aber auch Büromaterial, Schreibmaschinen und Medikamente erhielt die UGEMA für ihre Arbeit. Und ein algerischer Student, der durch eine schwere Krankheit sein Augenlicht verlor, erhielt eine Blindenschreibmaschine und ein Tonbandgerät, um sein Studium fortzuführen. Diese Hilfe kommt all den Algeriern zugute, die nicht die Chance haben, einen der Stipendienplätze in der Bundesrepublik zu erhalten, und die unter den schwierigsten Umständen in Nordafrika studieren müssen.

Nun könnte man meinen, es müsse das Bestreben des VDS und der beteiligten Stipendienträger sein, in der Zukunft noch mehr algerische Studenten in die Bundesrepublik hineinzuholen und dafür Stipendienplätze zu werben. Aber schon die Aufbringung der im gegenwärtigen Zeitpunkt erforderlichen 100 000.— DM pro Jahr macht den verantwortlichen Funktionären oft große Schwierigkeiten. Es sollte daher natürlich weiter nach neuen Stipendienplätzen gesucht werden. Aber es ist auch wichtig, Stipendienplätze in Reserve zu halten für solche algerischen Stipendiaten, die von dem bisherigen Stipendienträger nicht mehr unterstützt werden können. Die aufgebrachten Mittel für einen solchen Stipendiaten wären doch völlig nutzlos, wenn er ein oder zwei Jahre vor Beendigung seines Studiums den Aufenthalt in Deutschland abbrechen müßte, einfach, weil kein weiteres Geld für die Fortführung und Beendigung seines Studiums vorhanden ist.

So wird es also das Anliegen des VDS und aller mit ihm an dieser Hilfsaktion beteiligten Verbände, Gemeinden, Studentenschaften und Förderkreisen sein müssen, das Erreichte zu halten und sinnvoll auszubauen. Daß der algerische Studentenverband die tatkräftige Unterstützung aus der Bundesrepublik zu schätzen weiß, dokumentierte sich in der Tatsache, daß alleine der VDS als einzige nationale Studentenvertretung zu einem „meeting" nach Tunis am 1. November dieses Jahres eingeladen wurde, bei dem sonst nur internationale Organisationen vertreten waren. Dieser 1. November ist zum „Tag der Internationalen Solidarität" mit den algerischen Studenten von der „International Student Conference" erklärt worden. Und es ist zu hoffen, daß die deutschen Studenten ihre Chance erkennen, im Rahmen dieser Solidarität ihren algerischen Kommilitonen zu helfen.

Vielleicht sollte hier zum Abschluß ein Zitat aus dem Memorandum stehen, das der VDS über die Lage der algerischen Studenten vorgelegt hat:

„Wenn es trotz des immer noch ungelösten Flüchtlingsproblems in unserem eigenen Lande 1956 unter dem Eindruck der ungarischen Revolution möglich war, von 7 500 Flüchtlingsstudenten 1 200 in der Bundesrepublik aufzunehmen, müßte es doch auch heute gelingen, wenigstens für einen Teil der algerischen Studenten, die besonders in Nordafrika unter menschenunwürdigen Umständen leben müssen, in der Bundesrepublik ausreichende Lebens- und Studienmöglichkeiten zu schaffen und die übrigen auf andere Weise zu unterstützen.

Könnten wir sonst nicht zu leicht in den Verdacht geraten, daß unsere fehlende Hilfe nicht Mangel an Mitteln sondern ein Mangel an gutem Willen und Verständnis ist?"

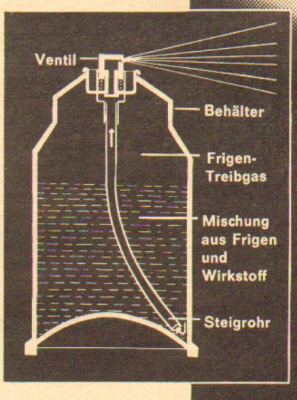
Wolfgang Ocken

Chemiebegriffe unserer Zeit

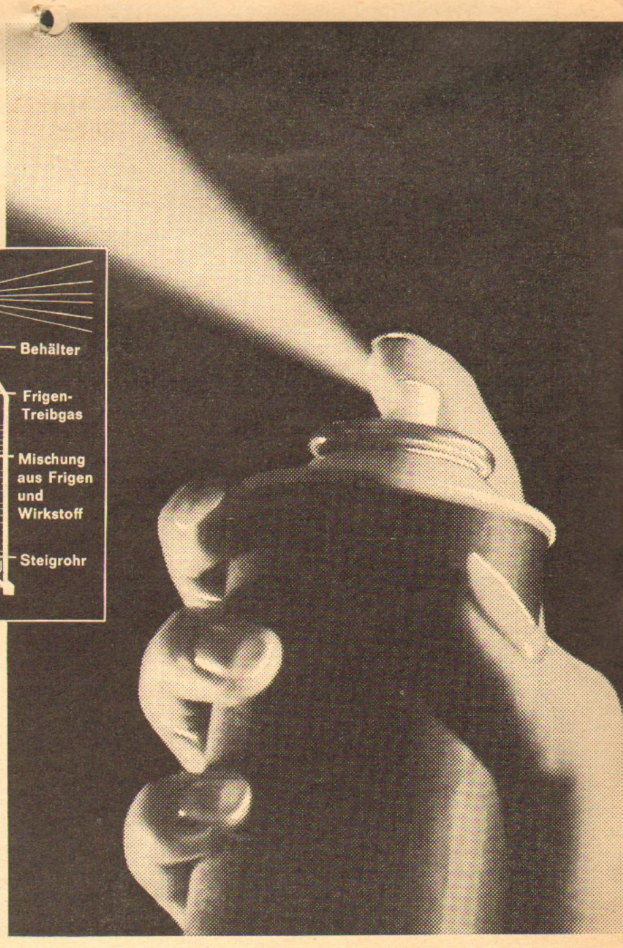
Aerosole

Erst vor wenigen Jahren kamen die „Aerosoldosen" auf, die inzwischen als Sprühdosen bekannt geworden sind. Die Wissenschaft aber kennt den Begriff „Aerosole" seit langem. Sie versteht darunter die feine Verteilung von kleinsten flüssigen oder festen Stoffpartikeln in der Luft, wie z. B. bei Nebel oder Rauch.

Diese feine Verteilung ist bei vielen Produkten für die Wirkung ausschlaggebend. Sie wird in den modernen Sprühdosen mit Hilfe eines verflüssigten Treibmittels erzielt.
Der technische Vorgang ist an sich sehr einfach. Aber das Treibmittel muß bestimmte Eigenschaften haben: Es muß ungiftig, unbrennbar, nicht reizend und geruchlos sein und sich mit dem Wirkstoff gut vertragen – einerlei, ob es sich um Frisiermittel, Insektenvertilger, Raumluftverbesserer, Sonnenschutzmittel, Lack oder Rasierschaum handelt.
Außerdem muß sich das flüssige Treibmittel bei normaler Zimmertemperatur in Gas verwandeln. Beim Druck auf den Ventilknopf wird das Treibmittel-Wirkstoff-Gemisch aus der Dose gepreßt. Das Treibmittel verwandelt sich sofort in Gas und zerstäubt den Wirkstoff.
Für die Lösung dieser Aufgaben liefert Hoechst fluorierte Chlorkohlenwasserstoff-Verbindungen, in der Fachwelt unter dem Sammelnamen Frigen® bekannt.



Schnitt durch eine Sprühdose.



FARBWERKE HOECHST AG. vormals Meister Lucius & Brüning FRANKFURT (M) - HOECHST

Im Zeichen der Zwanziger Jahre

Die Vergangenheit bewältigen, um für die Gegenwart daraus zu lernen, darin etwa hatten die Veranstalter des 3. geisteswissenschaftlichen Kongresses, in dessen Zeichen München eine Woche lang stand, den Sinn dieser Tagung gesehen. Das Generalthema lautete: Die Zwanziger Jahre. Es sollte aufgezeigt werden, wie und weshalb aus den Zwanziger Jahren die Dreißiger Jahre werden konnten, wie diese so viel gepriesene goldene Zeit schließlich in die Barbarei des Nationalsozialismus münden konnte. Das Wissen um diese Vorgänge und Zusammenhänge, das dieser Kongreß vor allem auch der Jugend vermitteln wollte, sollte die Immunität gegen ähnliche Gefahren stärken.

Eine Woche lang wurde nun in München das Bild, der Geist der Zwanziger Jahre auf den verschiedensten Gebieten beschworen: In der städtischen Galerie ist die Marbacher Expressionismus-Ausstellung zu sehen, die Kammerspiele bringen Sternheims „1913" und eine kabarettistische Revue quer durch die Zwanziger Jahre unter dem Titel „Ach, du goldene Zeit", ein Kino zeigt „Kintopp anno 20" und auf dem Kongreß schließlich wurde in fünf Vorträgen mit anschließenden Diskussionen über die Zwanziger Jahre gesprochen. Prof. Siegfried Giedion sprach über das Bauhaus, Prof. Conze über Deutschlands damalige politische Situation, Bruno E. Werner über die Literatur, Prof. René König über die Soziologie und Prof. Dovifat über die Publizistik der Zwanziger Jahre. Ein großer Kreis von Teilnehmern war zur Diskussion geladen, darunter viele Namen, die mit dem geistigen Bild der Zwanziger Jahre untrennbar verbunden sind wie die Bauhausprofessoren Josef Albers und Georg Muche, dann Walther Mehring, Walther Kiaulehn, Ludwig Marcuse, Golo Mann, um nur einige zu nennen.

Ohne Zweifel ein glanzvolles Teilnehmerverzeichnis, aber ein Nachteil lag doch in dieser Zusammensetzung: Die Referenten und Diskussionsteilnehmer hatten zu viele Erinnerungen an die Zwanziger Jahre; sie zeigten, daß sie durchweg noch von und in den Zwanziger Jahren leben.

Aus dem, was auf dem Kongreß zur Sprache kam, besonders aus den Referaten von Prof. König und Prof. Dovifat, läßt sich vielleicht doch so etwas wie ein Generalnenner finden. Die goldene Zeit der Zwanziger Jahre war gar keine so goldene Zeit. Die große Blüte der Literatur war eine Angelegenheit eines kleinen Kreises von Intellektuellen, Theater und Literatur erreichten die Masse der Bevölkerung nicht. Das Theater der Zwanziger Jahre wurde von Snobs besucht und beklatscht, das Volk, für das es gedacht war, blieb fern. Die Presse, die sich dem keimenden Nationalsozialismus entgegensetzte, wurde zwar gelesen, blieb aber wirkungslos, wie Prof. Dovifat anhand von Statistiken der Wähler und Zeitungsabonnenten nachwies. Die Blüte war eine Scheinblüte. Die Menschen, nicht zuletzt die Intelligenz, lebten von und in Illusionen.

Hier, bei der Frage nach dem mangelnden Sinn für die Realität, der Kernfrage wie mir scheint, hätte die Beschäftigung mit den Zwanziger Jahren für die Sechziger Jahre aktuell werden müssen. Aber es war schon wieder mangelnder Sinn für die Realität der Sechziger Jahre, wenn man diese an den Zwanziger Jahren zu messen suchte. Fritz Sternberg warnte davor und forderte, nicht die Vergangenheit als Maß zu nehmen, sondern die Gegenwart.

Große Teile der deutschen Intelligenz, der deutschen Schriftsteller bewältigen die Gegenwart nicht, leben in einem illusionären Raum, tun so, als hätten wir 1920 oder 1860 und nicht eine Welt, die seitdem in ungeheuerem Maß zu einer technischen Welt geworden ist.

Es wäre vielleicht besonders glücklich gewesen, einen Gedanken aus den Zwanziger Jahren, vielleicht den wichtigsten und am stärksten in die Zukunft deutenden Gedanken, den Bauhausgedanken von der Einheit von Kunst und Technik mehr zu unterstreichen und in eine allgemeinere Bejahung der Gegebenheiten der Gegenwart zu fassen. Denn Politik, Kunst, Literatur stehen heute weithin in einer anachronistischen Opposition zu unserer technisierten Welt. Hier liegt der mangelnde Sinn für die Realität unserer Zeit. Nur in dem Maß, wie die Intelligenz in jenen Bereichen mit der technisierten Zivilisation gleichzieht, bewältigt sie die Gegenwart. Leider kam die mittlere und jüngere Generation auf dem Kongreß nicht zu Wort. Hätte man sie gehört, wäre der Kongreß weniger ein Austauschen von Erinnerungen geworden, vielleicht wäre dann auch die Aufgabe, ein Ergebnis für die Sechziger Jahre zu bringen, gelöst und die Gefahr vermieden worden, durch die Vermittlung des Verständnisses für die Vergangenheit den Weg zum Verständnis der Gegenwart zu verbauen. Die Gefahr eines falschen Sinnes für Historie scheint bei den heutigen Bemühungen um die Vergangenheit häufig gegeben zu sein. Der Kongreß über die Zwanziger Jahre hatte den Fehler, daß er zu sehr im Zeichen der Zwanziger Jahre stand.

Jürgen Morschel

bücher

Dokument der Unmenschlichkeit

„Es gibt keinen jüdischen Wohnbezirk in Warschau mehr!" — Stroop-Bericht. Luchterhand-Verlag, Darmstadt, DM 9,50.

Dieses Buch, das, wie ich annehme, der löblichen Hoffnung des Verlages, es könne den Deutschen helfen, „die Vergangenheit zu bewältigen", seine Drucklegung verdankt — eine Hoffnung, die wahrscheinlich genau die gleichen Außenhalte hat wie die scheinheilige unseres Bundeswirtschaftsministers auf maßvolleren Konsum, nämlich gar keine —, dieses Buch also ist die Fotokopie des sogenannten „Stroop-Berichtes", jenes Berichtes über die Liquidierung des Warschauer Ghettos, die der Führer der Aktion, der SS-Brigadeführer und Generalmajor der Polizei Stroop, zur Vorlage bei Himmler zusammenstellte. Dem Dokument, von dem man in der Buchausgabe sogar die Kopie des feierlich schwarzen genarbten Ledereinbandes übernahm, mit dem später angebrachten Siegel des Nürnberger Gerichtshofes darauf, ist lediglich eine zwei Seiten lange Einführung beigefügt, die, jeder Emotion sich enthaltend, mit geradezu wissenschaftlicher Nüchternheit Entstehungzeit, -ort und -umstände der drei vorhandenen Handschriften sowie deren Aussehen und ferneres Schicksal erläutert. Der Leser ist somit, und darauf scheint die Veröffentlichung hinauszuzielen, mit sich, d. h. mit seinem Gewissen, und dem Dokument allein. Ist er es wirklich? Aber verbleiben wir noch eine Weile bei der „literarischen" Gestalt des Dokuments, seiner Aufmachung, seiner sprachlichen Form. Es ist dreiteilig. Das Titelblatt trägt in gotischen Buchstaben die Aufschrift: „Es gibt keinen jüdischen Wohnbezirk in Warschau mehr", bekräftigt durch ein Ausrufungszeichen, diesem Index kleinbürgerlich sentimentalem Kraftmeiertums. Der erste Teil besteht aus einer berichtenden und beschreibenden Einleitung, sowie einem Verzeichnis der bei der Aktion eingesetzten, bzw. getöteten Waffenträger, darunter auch 1. Bataillon „fremdvölkischer Wachmannschaften".

Glatter weißer Bristol-Karton mit Büttenrand", so erfährt man, wahrt den feierlichen Eindruck der gotischen Lettern des Titels. Dieser erste Teil von der Hand Stroops behandelt kursorisch die Ereignisse vom Beginn der Ghettobildung an (bei der 400 000 Juden „erfaßt" wurden) bis zur planmäßigen Vernichtung des Ghettos und seiner Bewohner, die befohlen wurde, als sich die 1943 noch verbliebenen 100 000 Juden „einer Verlagerung der im Ghetto untergebrachten Rüstungs- und Wehrwirtschaftlichen Betriebe mit Arbeitskräften und Maschinen nach Lublin" widersetzten. Den Männern der Waffen-SS und Polizei wird abschließend „Schneid, Mut, unermütliche Einsatzfreudigkeit und beispielhaftes Draufgängertum" bei der „Erledigung" der Juden bescheinigt, „allgemein menschliche Werte", möchte ich sagen, die man im Abendland ja nie zu pflegen müde geworden ist . . .

Ein zweiter Teil, „Tägliche Meldungen", umfaßt 31 detaillierte Tagesrapporte über den Verlauf der Aktion, sie sind in einem, von wenigen Rechtschreibungsfehlern abgesehen, untadeligen Amtsdeutsch abgefaßt, sofern man Amtsdeutsch als untadelig empfinden mag und nicht in ihm die raffinierteste Verschleierung der Unmenschlichkeit durch Objektivierung und Offizialisierung im Sprachgestus selbst erkennt. In Formulierungen wie: Eine Anzahl von Balkonen schießender Banditen wurde zum Absturz gebracht.

Was dieses Dokument seinem Inhalt nach schildert, ist klar: ein Kapitel nationalsozialistischer Mordbrennerei, ein Kapitel aus der Leidensgeschichte der Juden. Auf das Massaker mit seiner gefühlsmäßigen Aura hin gelesen, birgt dieses Dokument unzweifelhaft die Gefahr, daß es den Leser in ein Netzwerk von Emotionen verwickelt, die einer funktionellen Urteilsbildung zuwiderlaufen. Hier reicht der Spielraum des unfruchtbaren inhaltlichen Verständnisses von der Lüge „allgemeinmenschlichen Verstehens", die Haß, Schrecken und Mitleid in die Tasche ihres eigenen überreizten Gefühlshaushaltes wirtschaftet, bis (angesichts zerstörter Wohnviertel und abgezehrter zusammengetriebener Menschen) hin zu dem Gegenargument, daß „die Feinde es ja genauso gemacht hätten".

Nein, man ist gezwungen, dieses Dokument auf seine Sprache hin zu lesen, durch sie tritt der spezifische Ungeist, der hier am Werk ist, ans Licht, kann über den einzelnen Fakt des Kriegsgreuels hinaus in seinen weiterreichenden Bezügen zum Vorgestern und zum Heute richtig beurteilt werden. Sie feit nicht zuletzt dagegen, die Falschen zu hassen, die Leute etwa, die dieses Massaker ausführten und gerechterweise mit ihrem Kopf dafür büßten, auch Herrn Stroop kann ich nicht hassen, ein Ausführungsorgan, dem die Sprachregelungen der Ideologen, der Oberlehrer, Juristen, Vulgärphilosophen und Zyniker, die dieses System mit sich hochbrachten, das sicher nicht sehr große Gehirn verpestet hatten. Haß, wenn es denn sein muß, gebührt allenfalls dem Geist derer, die diese Sprachregelungen trafen, die solche Massaker geistig erst möglich machten, den Leuten mit den ewig weißen Handschuhen, die man auch heute wieder einer Verwendung in der Bürokratie der Bundesrepublik für gut befindet. Und ist nicht der Faschismus längst in andere Larven geschlüpft, während man uns anhält, auf den alten leeren Sack zu prügeln? Es scheint, er hat die Knobelbecher ausgezogen, es scheint, er ist wohlwollender geworden, weil er nicht mehr arm ist, und christlicher, weil er nun einmal eines Glaubens bedarf, um nicht an der eigenen Erbärmlichkeit zugrunde zu gehen. Nur die Sprache ist die gleiche geblieben, sie weist ihn aus, in Ministerreden, im Kulturteil unserer „besseren" Tageszeitungen, im Einpeitscherdeutsch der Boulevardpresse, überall wo man von „Menschheit" spricht, um sich des Menschen skrupellos zu bedienen. Es ist die alte Phraseologie, die drüben das Erbe grausam-stumpfsinniger Staatsdiktatur angetreten, hüben das des „Abendlands" gepachtet hat, und selbst so doppelzüngig, schizophren kein Ende findet.

Hermann Piwitt

Der Zentral-Verlag für Dissertationen Triltsch - Düsseldorf-B, Jahnstraße 36, druckt Dissertationen preisgünstig. — Angebote unverbindlich!

Kritik der Sowjetphilosophie

In den gegenwärtigen Diskussionen um den dialektischen Materialismus haben katholische Autoren bedeutsame Beiträge geleistet. I. M. Bochenski gehört neben Wetter, Reding und Hommes zu den Philosophen, auf deren Arbeiten jeder zurückgreifen muß, der sich mit der heute im Ostbereich gelehrten Doktrin ernsthaft beschäftigen will. Bochenski, der sich auf dem Gebiet der modernen Logik und dem der Logikgeschichte einen Namen gemacht hat, ist Mitherausgeber des „Handbuchs des Weltkommunismus" und informiert in der unter seiner Leitung veröffentlichten Schriftenreihe „Sovietica" den westlichen Leser über den jüngsten Stand der philosophischen Entwicklung in Rußland.

Seine hier anzuzeigende und einem breiteren Leserkreis wohl auch bekannteste Schrift „Der sowjetrussische dialektische Materialismus" erlebt bereits ihre dritte, umgearbeitete Ausgabe. Der Verfasser hält sich streng an die in Rußland gelehrte Form der materialistischen Dialektik. Es nimmt daher nicht wunder, daß die unter westlichen Philosophen gängigen Erörterungen des Marxismus, wie sie von Hegels „Phänomenologie", den Pariser Manuskripten des jungen Marx und der Verdinglichungsproblematik im „Kapital" inspiriert zu werden pflegen, bei ihm gänzlich zurücktreten. Der Engelsschen Alterspholosophie folgend, haben die Sowjetphilosophen die revolutionäre Theorie der Gesellschaft längst in einen evolutionistischen Monismus, eine Metaphysik der sich entwickelnden Materie, umgewandelt.

Der in den oft schwer zugänglichen russischen Quellen außerordentlich beschlagene Verfasser gibt einen knappen und lesbaren Überblick über Geschichte und System des sowjetischen Marxismus, wobei er seine eigene thomistische Position an keiner Stelle verleugnet. Als eingefleischter Vertreter der formalen Logik wird er freilich bestimmten, auf Hegel zurückgehenden Denkmotiven nicht immer ganz gerecht.

Was Bochenskis Schrift empfehlenswert macht, ist außer ihrer gründlichen Bibliographie der Umstand, daß sie dem Leser über das Fachphilosophische hinaus ein gutes Bild des philosophischen Lehrbetriebes der Sowjetunion vermittelt und ihre Darlegungen durch statistische Angaben belebt.

A. S.

I. M. Bochenski: „Der sowjetrussische dialektische Materialismus", Bd 325 D der Dalp-Taschenbücher, dritte, umgearbeitete Ausgabe. Francke Verlag, Bern und München 1960. DM 2.80.

Sowjetscholastik populär

Künftige Historiker der sowjetischen Gesellschaft werden einmal die noch immer nicht ganz abgeschlossene nachstalinistische Phase anhand der für diesen Zeitraum charakteristischen parteiamtlichen Publikationen beurteilen können. Mit der relativen politisch-ökonomischen Stabilisierung der späten fünfziger Jahre geht in dem von den Sowjets selber als ideologisch bezeichneten Bereich die Tendenz einher, das verbindliche Lehrgebäude zu systematisieren und in enzyklopädischen Werken zu verbreiten.

Da ist einmal an die dickleibige Parteigeschichte zu erinnern, die Stalins „Kurzen Lehrgang" ersetzte, an die mehrbändige, streng orthodox geschriebene „Geschichte der Philosophie" und an die seinerzeit im DISKUS besprochene scholastische Synthese nachstalinistischen Lehrguts, die unter dem Titel „Grundlagen der marxistischen Philosophie" erschien.

Mit den „Grundlagen", natürlich denen des Marxismus-Leninismus, haben sie es auch in ihrem vorläufig letzten Lehrbuch, das seine Verfasser immerhin 840 Seiten gekostet hat.

Der Gerechtigkeit halber sei vermerkt, daß die Verfasser im Vorwort zugeben, daß sie kein akademisches Werk schaffen, sondern „aktuelle Leitsätze" darlegen wollten. Die Tatsache, daß das im Frühjahr dieses Jahres in Moskau erschienene Buch schon im Herbst als Übersetzung in der Sowjetzone vorlag, bezeugt, welche Bedeutung ihm ungeachtet seines populären Charakters von offizieller Seite zugesprochen wird.

Unsere eigenen geschichtlichen Erfahrungen haben uns inzwischen darüber belehrt, daß selbst solche Schundprodukte wie Rosenbergs Rassenmythos von ungeheuerer praktischer Wirksamkeit sein können, weshalb Fragen des „Niveaus" uns nicht davon abhalten sollten, uns mit praktisch-politisch höchst wirksamen Büchern zu befassen. Zudem tut es gut, wenn wir bei der neben seriösen Untersuchungen immer mehr anschwellenden Flut antikommunistischer Traktätchen hin und wieder etwas lesen, was uns wenigstens über das theoretische Selbstverständnis des zeitgenössischen Kommunismus belehrt. Das Buch wird wohl bis auf weiteres an den Hochschulen und in breiten Funktionärszirkeln studiert werden.

Es enthält, wobei die Engelssche Einteilung des „Anti-Dühring" durchschimmert, ausführliche Abschnitte über den philosophischen Materialismus, die materialistische Geschichtsauffassung, politische Ökonomie; über Theorie und Taktik der politischen Bewegung, sowie einen Abschnitt über Sozialismus und Kommunismus in der gegenwärtigen Lage. Der letzte Abschnitt spiegelt unter anderem auch die ideologischen Kontroversen mit China wider und ist deshalb besonders interessant.

Es fällt auf, daß bei aller „Parteilichkeit" auch dieses Buch, in stärkerem Maße als bisher üblich, gegnerische Meinungen wenigstens anführt und sich vor allzu wilden Beschimpfungen ein wenig zurückhält, auch wenn es ganz im Zeichen „wissenschaftlicher Weltanschauung" geschrieben ist und die genuinen Marxschen Motive auf einen Popularmaterialismus mit wehendem Haeckelbart herunterbringt.

A. S.

„Grundlagen des Marxismus-Leninismus". Lehrbuch. Autorenkollektiv unter Leitung von O. W. Kuusinen, Dietz-Verlag, Berlin 1960.

Frankfurter Studentenfahrschule

POHL

Ermäßigung für Studenten

Frankfurt am Main
Rotdornweg 14
Bockenheimer Landstr. 95
Telefon 528403

wünscht allen ehemaligen Fahrschülern ein FROHES FEST und gute Fahrt in's NEUE JAHR

Der Apokalyptiker Dado

Erste deutsche Ausstellung in der Frankfurter Galerie Cordier.

Dados Atelier befindet sich nicht in Paris und auch nicht im montenegrinischen Cetinjie, wo er am 14. Oktober 1933 als Miodrag Djuric in die Welt fiel, sondern irgendwo zwischen den Sternen Alpha und Omega, einige Handvoll Tausend Lichtjahre entfernt von der stinkenden Erde. Über seine Ausrüstung mit Teleskopen, Horchgeräten, Angstregistratoren ist wenig bekannt. Was uns hienieden drohen könnte, ist freilich auch bis zu ihm hinausgedrungen. Er weiß genügend von der harten Strahlung, von H- und anderen Bomben, von Hiroshima, vom zerfressenen Knochen und vom eiternden Blut. Dado illustriert allerdings nicht die Gutachten der Wissenschaftler und fabrizierte keine Vignetten zu ihrer Mahnung, daß es nie passieren

dürfe. Auf seinen Leinwänden geschieht eben die Katastrophe, er ist ihr gelassener Augenzeuge.

Daß Dado, der Porträtist der Explosion, mit dem Rücken zum Gezänk der modernen Kunstrichtungen steht, leuchtet ein. Er ist kein Dekorateur und kein Orthodoxer der Abstraktion. Auf seinen Leinwänden argumentieren keine formalen Kategorien, ist weder das Schöne noch das Interessante zu Hause. Es gibt auch kein Fach, in welches die vorordnende Kunstgeschichte ihn zunächst unterbringen könnte. Dado steht allein. Wer ihn benennen will, muß von seinen Inhalten ausgehen. Sie erweisen ihn als einen Apokalyptiker der Moderne.

Seine Bilder sind reich, nicht an Gefühl, sondern an Motiven, die entziffert sein wollen. Ihre Lektüre ist ebenso faszinierend wie schrecklich. Die irrlichternde, fluktuierende, übrigens nur sparsam farbige Fläche, rissig und zerbröckelnd, gibt nur sehr allmählich die figurativen Einzelheiten frei. Man muß genau lesen. Dann aber zeigen sich in jener wilden Anordnung und Verschränkung der Petrefakten: schreiende Mäuler, zerrissene Torsi, auseinanderfallende Standbilder und Triumphbögen, aber auch losgesprengte Organe, die fortan ein eigenes Leben zu führen gewillt scheinen. Nach dem Schema des Fixierbildes ist das eine Teil des andern. Genitalien und Embryonen sind nicht zu unterscheiden, die Verwüstung betrifft das Geborene und Ungeborene. Aus den Fetzen der atomisierten organischen Welt ballen sich allerdings wieder riesenhafte Monster; die hochgeschleuderten Gehirne, frei im Raum schwebend, reißen die Herrschaft wieder an sich. Das Leben scheint nicht endgültig ausgelöscht. Auf einer der großen Tafeln — sie sind sämtlich ohne Titel — betrachtet der Rest eines Mannes wohlgefällig den Rest einer Frau.

Die aus Dreck und organischen Partikeln geballten, im anatomischen Bild fern an die Gestalt des Menschen erinnernden Ausgeburten — sind es die Opfer oder die Zerstörer, das reduzierte Leben nach der Katastrophe? Dado definiert es nicht, läßt uns das Rätsel. Einer trägt allerdings deutlich einen Polizeiknüppel, es könnte ein Hinweis sein.

Ohne Tradition ist Dado nicht. Die Verbündeten seiner Kunst hat man jedoch nicht unter den Zeitgenossen zu suchen. Eine gelegentliche Ähnlichkeit mit der Technik Dubuffets ist nur oberflächlich. Seine wahren Vorväter sind Hieronymus Bosch, sind Breugel d. Ä. und der Michelangelo des „Jüngsten Gericht". Deren höllischen Motivreichtum verbindet er mit der protëischen Technik eines Arcimboldi, des großen Manieristen, der alles in alles verwandeln konnte. Dieser sehr vergessene Hofmaler Rudolphs II schuf allerdings simple Allegorien: den Bibliothekar setzte er aus Büchern zusammen, einen and[illegible]n Kopf aus Töpfen, einer seiner Schüler k[illegible]onierte ein Herodes-Porträt aus Kinderleichen. Dado rezipierte diese Tradition arcimboldesker Komposition erst über die Vermittlung des Surrealismus, über Max Ernst und Salvador Dali. In Dado erneuern sich die Höllenmontagen Boschs, um die Erfahrungen des Surrealismus bereichert.

Und freilich [illegible] die Erfahrungen des Atomzeitalters. Diese haben allerdings bei Dado etwas ausgeschieden, was Boschs und des Höllen-Breugel Bilder noch enthielten. Eine Spur Gelächter, höhnisch und hämisch zwar, das Witzgrauen der Groteske. Der schrecklichste Hohn der alten Apokalyptiker sah die Atombombe nicht voraus. Ob Dados Apokalypsen eine Spur Zuversicht enthalten, ist ein Rätsel, das sie dem Betrachter aufgeben. Eines seiner unerhörtesten Bilder ist eine Art Porträt, ein qualliger, blinder Kopf, mit angedeuteten Augenhöhlen, Nase, Mund. Als Hintergrund malt Dado ein üppig sprießendes Pflanzengitter, ein Obstspalier, in dem der Vogel eben seinen Wurm schluckt, in dem Blumen und Früchte leuchten, ein Hintergrund, der von Memling stammen könnte oder von der „Maria im Rosenhag" Stephan Lochners. Die Vision des Entsetzlichen enträt nicht der Erinnerung an die heile, unzerstörte Natur.

H. R.

PLAYER'S-Cigaretten
in 137 Ländern der Welt

Die Bibel der Dadaisten

Richard Huelsenbeck, Phantastische Gebete, Sammlung Horizont, Verlag Die Arche, Zürich.

Ein Buch, das jahrzehntelang als bibliophile Rarität galt, liegt jetzt endlich in einer neuen Ausgabe vor: Richard Huelsenbecks „Phantastische Gebete". Gestützt auf diese Sammlung verzweifelter Zynismen, die nach einer Bemerkung Arps „ein neues Pathos in der deutschen Dichtung" geschaffen haben, machten die Dadaisten um 1920 Literatur mit dem Revolver in der Tasche. Was hier laut wurde, war in der Tat neu: die Apokalypse aus der Perspektive des Psychopathen, in den synkopischen Rhythmen des Tobsüchtigen ohne jede Sprachzwangsjacke.

Gepredigt, gehetzt, gewütet wird hier gegen den allgemein grassierenden Patriotismus, gegen das, was Huelsenbeck heute im Psychiaterjargon den Weimar-Komplex der Deutschen nennen würde, gegen die verlogene Goethe-Schiller-Schwärmerei, gegen die Füllest-wieder-Lyrik der klassischen Götzen, die hier frech auf den Cherry-Brandy-Flip bezogen wird, gegen die Impotenz der Straßenfeger, kurz gegen alles, was insgeheim als unausrottbar erkannt wird; das gibt diesen „Gebeten" zusätzlich das perverse Hautgout von Märtyrerklagen. Symptomatisch der monologische Schlußgesang „Don Inigo von Loyala", der dem Autor heute vermutlich einen Strafprozeß wegen Gotteslästerung einbringen würde.

Technisch ist das alles von einer aufregenden, noch heute gültigen und dadurch uns erschreckenden Perfektion. Huelsenbeck übernimmt das beherrschende Stilprinzip der Simultaneität von Marinetti, das aber bei den Futuristen nur in papierene Deklarationen ausgemünzt wurde. Hier führt es noch über das typischste Dadaprodukt, das Simultangedicht, hinaus zu einer Form mit Zukunft: zur lyrischen Montage. Die montierten Elemente sind vor allem unsägliche Banalismen und unerträgliche Visionen, liturgische Formeln und Lautmalerei Hugo Ballscher Prägung. Unter dem Harlekinskittel der Form aber blutige Persiflagen: auf die bürgerlichen Kondolenzgebräuche etwa („Claperston stirbt an Fleischvergiftung") oder auf die philiströsen Träume vom männermordenden Vamp („An die Kokotte Ludwig" — gleichzeitig eine geheime Parodie auf Wedekinds mythische Lulufigur). Am konzentriertesten aber das Gedicht „Die Primitiven", das mit zwölf Worten auskommt: Erbarmungslos zertrampelt Huelsenbeck die Urworte orphisch überzüchteter Expressionisten, aber auch seiner eigenen Genossen Kurt Schwitters und Raoul Hausmann.

Das Buch gewinnt an dokumentarischem Wert durch die konträren Illustrationen von George Groß und Hans Arp und weiter durch zwei Zugaben des Autors: einmal durch die frühen fünf „Dada-Gedichte" 1916, zum andern durch die 1959 entstandenen, aber längst noch nicht „abgeklärten" zehn „Kuckjohnaden". Huelsenbeck gehört nach 40 Jahren immer noch zu den Männern, die Literaturgeschichte machen.

Klaus M. Rarisch

Belastetes Lachen

Zu einer Sammlung jüdischer Witze

Das Sammeln „geistiger Güter" signalisiert ihr Aussterben. Ins Museum läßt sich nicht zerren, was noch lebt, sich selbst schöpferisch verbreitet. Als die beiden Grimms darangingen, die deutschen Märchen aufzuschreiben, fixierten sie in geschichtlich später Stunde eine mündliche Tradition, deren Ende in den unverkalkten Hirnen weniger Vogelsberger und Odenwälder Muhmen für kurze Dauer hinausgeschoben war. Die Situation des jüdischen Witzes ist heute von fern vergleichbar; er ist am Aussterben, weil die gesellschaftlichen Bedingungen seiner lebendigen Entstehung und Verbreitung weggefallen sind. Die Auflösung regionaler Gemeinschaften, vermutlich durch den Einzug der frühen Technik begünstigt (in deren Gefolge etwa die Glühbirne sowohl das Kerzenlicht als auch den Spinnstuhl und den langen Winterabend aus der Märchenstube verscheuchte) hatte mit dem Verlust seines Publikums auch den Erzähler überflüssig werden lassen; er blieb auf seinen Schätzen sitzen.

Für den jüdischen Witz ist dagegen das Ende der „unnormalen", gleichwohl immer als gottgegebenes Schicksal hingenommenen Diaspora-Situation entscheidend geworden. Nicht nur ist mit der Vernichtung von Millionen Juden durch den in diesem Jahrhundert zuschlagenden Antisemitismus ein großer Bestand an jüdischen Witzen untergegangen; auch die Einsammlung und Ansiedlung des geschlagenen Restes in Israel, die Selbstkonstituierung des Staatsvolkes, hat die soziologischen Bedingungen des jüdischen Witzes aufgehoben. Er ist ein Phänomen des Exils, des Einbruchs der europäischen Aufklärung in die jüdische Glaubensdogmatik und der Kultursynthese zwischen Juden und Nichtjuden im 19. und 20. Jahrhundert. Der jüdische Witz ist je und je unter Druck entstanden. Er ist ein Instrument der Schwachen, letzte Waffe der Wehrlosen.

Dennoch ist der typisch jüdische Witz nicht so alt wie das Judentum selber. Salcia Landmann unterscheidet in ihrem kundigen Kommentar zu der hier anzuzeigenden Edition witzlose und Witzperioden innerhalb der Geschichte der Juden. Das jüdische Mittelalter ist arm an Witzen: die unangetastete Bindung an die strengen Glaubensgesetze verhinderte jegliche witzig verhüllte Kritik an diesen und an der als gottgewollt anerkannten Situation der Zerstreuung. Zugleich manifestierte sich in den verschiedenen messianischen Wellen des Mittelalters eine intensive Bewegung des Hoffens und der Siegesgewißheit; der Witz aber ist ein Kind des Pessimismus. Nicht freilich der Katastrophe. Den Juden, die dem Naziterror entronnen sind, wird mit dem Lachen auch das Witzemachen vergangen sein. Es muß ein Rest Lebenswillen bestehen bleiben, damit die Entstehung des Witzes gefördert wird.

Der jüdische Witz ist in größerem Maße selbstkritisch als weltkritisch orientiert. Salcia Landmann hat in ihrer Sammlung (sie überliefert nur solche Witze, die sich einigermaßen in Schriftdeutsch wiedergeben lassen) die verschiedenen Stoßrichtungen des jüdischen Witzes zum System ihrer Gruppierung gemacht. „Bibelkunde", „Talmudscharfsinn" und „Rabbinische Weisheit" nehmen breiten Raum ein. Die Witze dieser Kategorien konnten erst nach der Aufklärung entstehen; damals keimte zum erstenmal eine ernste Kritik an den strengen Religionsgesetzen, Auflehnung gegen das Schicksal des Exils bis zum Austritt aus dem Judentum. Die Anpassung an die vordem feindliche Umwelt lieferte vielfache Situationen, die der Entstehung von Witzen zuträglich waren. (Der „Überläufer" und getaufte Heinrich Heine hat wie kein anderer beide gesellschaftlichen Sphären in sich vereinigt, sein Witz hielt stets zwei Geisteswelten parat, die jüdische und die neuzeitlich-europäische.) Groß ist die Zahl der späteren Witze aus der kommerziellen Sphäre der emanzipierten Juden. Daß der jüdische Witz gelegentlich stark denunziatorisch eingefärbt ist, beweisen die unter der Rubrik „Messianismus und Zionismus" gesammelten Beispiele. Dort heißt es etwa, der Jude warte täglich auf zwei Dinge, auf die Post und auf den Messias. Bezeichnender ist dieser:

Ein Jude mußte aus seiner bisherigen Heimat flüchten. Nun betritt er in Israel das Land. „Lieber Gott", seufzt er, „zweitausend Jahre haben wir umsonst um Rückkehr gebetet — und ausgerechnet mich muß es jetzt treffen!"

Selbstverspottend ist auch ein Witz aus den ersten Jahren der Hitlerzeit:

Kurz nach Ausbruch des Hitlerregimes saß ein Jude im Freien auf einer Bank und las die „Jüdische Rundschau". Ein zweiter Jude setzt sich zu ihm und entfaltete ein Exemplar des „Völkischen Beobachters".

„Ich lese den ‚Beobachter' zur Beruhigung", meinte er. „Die ‚Jüdische Rundschau' regt mich zu sehr auf: Pogrome in Ungarn und Polen, Judenverfolgungen in Rumänien, Terror in Palästina (damals unter englischer Mandatsverwaltung) . . .

Aber wenn ich den ‚Völkischen Beobachter' aufschlage, dann erfahre ich, daß wir Juden die reichsten und mächtigsten Leute der ganzen Welt und sogar Herrscher über ganz Rußland und Amerika sind."

Der Kommentar tötet den Witz; der jüdische zumal, dessen Aussage dem Klappentext des Buches zufolge „politische, religiöse, soziale, philosophische Kritik und meist auch für den Nichtjuden unmittelbar verständlich" sei, verträgt ihn besonders schlecht. Ein letzter aber sei erlaubt. Salcia Landmann hat mit ihrem Museum jüdischer Witze ein verdienstvoll-bewahrendes und, objektiv genommen, schönes Buch an die Öffentlichkeit gegeben. Daß wir bei seiner Lektüre kaum befreiend lachen können, ist nicht ihre Schuld. Das Buch erscheint in Deutschland. Die Deutschen haben zugelassen, daß ein Massenmord an den Juden verübt wurde, der in der Geschichte ohne Beispiel ist. Das Amüsement, das von jenen Witzen ausgehen könnte, entstammt eben den Momenten in ihnen, die in der Hitlerära die Vorwände zum Massenmord lieferten. Diese Umstände mischen in die gute Sache einen peniblen, beinahe anstößigen Geruch.

Friedhelm Mertens

Salcia Landmann: „Der jüdische Witz". Eine Sammlung von über tausend Witzen. Soziologische Einführung. Glossar. Geleitwort von Prof. Carlo Schmid. Walter-Verlag, Freiburg 1960, 531 Seiten, Leinen DM 16,80.

Intellektuellenliebe zum harten Leben

Marek Hlasko und der Realismus

In letzter Zeit wurden uns aus Ländern hinter dem eisernen Vorhang einige passable Beispiele aktueller Prosa vorgelegt, die gleichzeitig eine indidrekte, aber doch massive Kritik am System implizierten. Der Kiepenheuer & Witsch-Verlag stellt uns nun Marek Hlaskos ersten Roman vor, der in Polen schon während des sogenannten Tauwetters in einer Zeitschrift erscheinen durfte. Es ist die Geschichte einer Gruppe von Lastwagenfahrern, von denen einer nach dem anderen bei seiner gefährlichen Arbeit verunglückt. Ein Funktionär wird geschickt, der die Arbeit der vier Überlebenden umorganisieren soll. Das paßt den Vieren aber nicht und sie beschließen zu desertieren, was der Funktionär durch einige geschickte Manipulationen verhindern kann. So fahren sie also weiter, fluchen, saufen und huren mit der hübschen unglücklichen Frau des Funktionärs und warten auf den nächsten Unfall. Neue Lastwagen sind angefordert, aber als sie kommen, ist von den Männern nur noch einer außer dem Funktionär übriggeblieben, der läuft davon.

Es bestätigt sich hier wieder, was wir in einem vorher in Deutschland erschienenen Erzählband des Autors schon feststellen konnten: Hlasko versteht es, mit den Mitteln eines gewissen verbindlichen Realismus zu erzählen. Er kann durchaus Spannungen erzeugen und sie auch durchhalten. Wir wollen auch zugeben, daß seine Sprache sich einer angenehmen Knappheit bedient, die dem Leser die Peinlichkeit des politisch-revolutionären oder wie auch immer sich gebenden Pathos erspart.

Das Buch steht dem Herrschaftssystem kritisch gegenüber, unter dem es entstanden ist. Der Kopf ist ein westlicher Kopf, angefüllt mit westlicher Literatur, mit all dem, was wir gemeinhin unter freiheitlicher Kultur verstehen, und die er offensichtlich auch will. Freilich hütet sich der Autor, seinen Protest direkt anzuzeigen. Er läßt ihn vielmehr deutlich werden an der Brutalität ideologisch gelenkter Mechanismen, die dem Individuellen keinen Raum mehr lassen — das sich aber trotzdem zu entwickeln sucht — an der Unmöglichkeit eines gelenkten Lebens; Erkenntnisse, die wir, nebenbei gesagt, auch ohne ihn schon lange haben. Diese Absicht in Ehren — man kann damit Bücher machen: mit amerikanischem Realismus, amerikanischer Brutalität und amerikanischen Geilheiten —, wir meinen aber, daß solche Literatur nur dann noch die Berechtigung hat, gelesen zu werden, wenn sie eine überraschende, wirklich neue Deutung politischer Zustände bringt. Gesellschaftliche Kritik mit ästhetischen Mitteln müßte außerdem heute viel artifizieller abgefeuert werden. Es genügt nicht, mit dem alten Schema Beobachter-Gesellschaft zu operieren, mit dem sich der Beobachter in der Distanz als geheimer Wissender über die Sachen ausläßt. Er müßte vielmehr als das sich behauptende Individuum in den Teufelstanz der Ideologie eintauchen, als einer, der dafür redet, der im großen Maskenzug als uniformierter Schreier am lautesten mitschreit, so konsequent und motorisch, daß die Disproportionalität der Zustände im Extrem, als Übersteigerung, als integrer Formalismus typisch wird. Etwas ähnliches findet sich in diesem Buch nicht. Wir spüren eigentlich nur ein halbwegs vitales Schreibenwollen bei guttemperierter Phantasie, die auch auf altgediente Requisiten zurückgreift. Hier brilliert modische, international gängige Literaturmache, z. B. die schon obengenannten genußvollen Amerikanismen, die geheime Intellektuellenliebe zum harten Leben, die Verliebtheit ins augenscheinlich Häßliche.

Galerie
Prestel
FRANKFURT
BOCKENHEIMER LANDSTRASSE 17

Letzten Endes enthält dieser Roman alles, was im Augenblick für einen einigermaßen hellen Kopf greifbar ist, literarisch anwendbar gemacht durch künstlerische Methoden, die vor ihm lebende Leute ursprünglicher und mit mehr Berechtigung handhabten. Man wird sicher nicht fehlgehen in der Annahme, daß „Der Letzte ins Paradies" eine Talentprobe für den Autor von der Art war, sich damit als solcher lediglich zu beweisen, was, wie uns scheint, nicht gerade sehr originell geschehen ist.

Klaus Habermeier

Marek Hlasko: „Der Nächste ins Paradies". Roman, 280 Seiten, Leinen, DM 14,80, aus dem Polnischen von Vera Cerny, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1960.

Anatomie des Grauens

André Schwarz-Bart bei Fischer

Man hat zu allen Zeiten versucht, das Verhältnis des Menschen zu seiner Vergangenheit mit dem Etikett „unbewältigt" zu versehen, diejenigen, die sich mit dem Gewesenen auseinanderzusetzen bemühten, für „befangen" zu erklären, ihnen die objektive Sicht der Ereignisse abzusprechen. So nimmt es sich fast wie ein Wunder aus, daß der Roman des jungen Franzosen André Schwarz-Bart „Der Letzte der Gerechten", ausgezeichnet mit dem Prix Concourt 1959, diesem Rufmord noch nicht zum Opfer gefallen ist.

Schwarz-Bart hat es unternommen, das Grauen darzustellen, die Sinnlosigkeit des Leidens in Worte zu gießen, um der Vergangenheit des jüdischen Volkes, seiner Geschichte und seiner Bestimmung auf die Spur zu kommen. Als Vorwurf diente ihm eine alte jüdische Legende, nach der die Welt auf sechsunddreißig Gerechten ruht, die nichts von den anderen Menschen unterscheidet als jene Bereitschaft, alles Leid auf sich zu nehmen. Der Gerechte ist die Notwendigkeit jüdischen Lebens, nicht das Wunder, das alles abwendet; wenn er duldet, so gehorcht er der Vorsehung, denn sonst „würde das Leid der Menschen alles bis auf die Seelen der Kinder vergiften". Der Leser folgt der Geschichte der Levys, die zu den Gerechten zählen. Sie beginnt mit dem Pogrom, das katholische Eiferer 1185 unter den jüdischen Bewohnern der englischen Stadt Yorck anrichteten, und endet in den Todeskammern von Auschwitz, deren „dunkler Himmel" den Letzten der Levys aufnimmt.

Die Handlung des Romans kreist um das Problem des Leidens, sie stellt die alte Frage nach den Grundwahrheiten menschlichen Lebens, die Frage, die wir aus den Romanen Balzacs, Zolas und Hugos kennen und die die Exponenten des französischen Gegenwartromans oft zugunsten formaler Neuerungen umgehen. 1947 hatte Jean Paul Sartre in seinem Vorwort zu Nathalie Sarrautes Roman „Portrait d'un Inconnu" gefordert, den Roman zu zerstören, seine antiquierten Formen aus dem Wege zu räumen, damit seine Gestalten den heutigen Menschen spiegeln könnten, der mit denen des Romans von Gestern in seiner Stilisierung nur kontrastiere. Denn es gehe darum, den Roman durch den Roman zu widerlegen. Schwarz-Bart scheint, wenn man seine Chronik des Grauens auf stilistische und kompositorische Merkmale untersucht, dieser Forderung des „Anti-Romans" zu widersprechen. Der oberflächliche Leser glaubt, einen Entwicklungsroman vor sich zu haben, der chronologisch gegliedert ist, dessen Autor jene doppelte Perspektive besitzt, die ihn scheinbar auf gleicher Ebene mit den handelnden Personen deren Schicksal abhandeln läßt, dessen Bestimmung er schon kennt. Doch unter dieser Oberfläche verbirgt sich mehr. Zwar unterliegt der Autor nicht der Faszination durch das Formal-Technische, die in den Romanen von Butor, Duras und Queneau deutlich wird, denn er ist gebunden durch den Stoff, dem er zu unterliegen droht. Der Stoff, die Romanvorlage, nimmt die Herrschaft in Schwarz-Barts Werk ein. Der Letzte der Gerechten ist nicht mehr Fiktion, denn die Absolutierung des Geschehens zwingt den Autor, die Basis der doppelten Perspektive zu verlassen, aus der Fiktion herauszutreten, sich der nackten und unreduzierbaren Existenz der Dinge und Menschen zu unterwerfen. Er reportiert nur mehr die Ereignisse. Dieses Unterworfensein des Dichters unter sein Sujet ist das Moderne in Schwarz-Barts Roman, trotz der nicht zu verleugnenden Vorliebe des Autors für den klassischen französischen Roman.

Wolfgang Vogel

André Schwarz-Bart: „Der Letzte der Gerechten". Roman. Aus dem Französischen übertragen von Mirjam Josephson. S. Fischer Verlag 1960, 400 Seiten, Leinen, DM 16,80.

Für die „Erste Hilfe"
und die Hausapotheke

HOMBURG

Chemiewerk HOMBURG Frankfurt/Main

KAMILLOSAN®
PRÄPARATE
LIQUIDUM · SALBE · SEIFE

ERHÄLTLICH IN ALLEN APOTHEKEN

DAS MANIPULIERTE MISSVERSTÄNDNIS

Raymond Queneau und die Unterhaltungsliteratur

von Helmut Hartwig

Der dem dichterischen Werk korrespondierende Kunstgenuß hat seit je den literarischen Zustand der Welt integriert, auch wenn das Ziel eines Werkes dahin ging, die Integration aufzuheben (Schein unmittelbaren Sprechens; naturalistischer Dialog). Der Grad jener Integration spiegelt die Fähigkeit des Bewußtseins zur Distanzierung vom Objekt, mithin einen Vorgang der Isolierung. Der höchsten Fähigkeit zur Integration entspricht tiefste Einsamkeit des Subjekts. Immer wieder nun fühlten Dichter den Zwang in sich, im Sinne einer Entmythologisierung des Schaffensprozesses, als Folge erkenntnistheoretischer Zweifel oder aus Furcht vor der Ideologie, die Integration des poetischen Zustandes der Welt oder konsequenter, des sprachlichen Zustandes der Welt, im Werk selbst zu leisten.

Ironische Durchfurchung schuf dann eine Literatur, an der sich die Reflexion bewähren mußte, indem sie sich in der Wiederholung als entscheidendes Prinzip der ästhetischen Wahrnehmung erkannte. Für den Roman bedeutet diese Zerstörung seines vom Objekt garantierten Zusammenhalts, daß seinem möglichen Mißbrauch als Unterhaltungs- und Zerstreuungslektüre der Grund entzogen wurde. So sollte man denken. Der moderne französische Roman richtet sich nun in seinem Sprecher Robbe-Grillet etwa streng gegen jeden mythologischen oder anthropomorphen Aspekt, der, bewußtlos in konventioneller poetischer Sprachbehandlung angelegt, den größten Teil des poetischen Erfolges noch in einer Zeit bestreitet, deren abstraktes Denken diese Elemente als Surrogate durchschaut. Wenn auch in Robbe-Grillets Theorie ohne Zweifel ein falscher Ideologiebegriff arbeitet, so scheint die Belastung des poetischen Materials mit seiner Selbstreflexion doch eine unabweisbare Forderung jenes Romans zu sein, der dem heutigen Bewußtsein total genügen will, und der sich so tatsächlich ganz knapp vor der Grenze ansiedeln muß, wo er nicht mehr geschrieben werden könnte.

Nach all dem Gesagten sollte man nun meinen, daß ein solcher Prozeß zum integralen Roman hin in diesem zu höchst esoterischen Gebilden führen müßte. Wenn auch den Reduktionen in der psychologisch-ideologischen Schicht bei Robbe-Grillet eine Komplikation des literarisch-optischen Gedächtnisses entspricht und der Reduktion der Sprache auf den „Zustand der Konversation" (Bense) bei Nathalie Sarraute eine kategoriale Komplikation der Figuren, so zeigt sich auf der anderen Seite durch die höchste Überspannung hindurch eine Entspannung der Literatur, die bei Raymond Queneau zu einem neuen Verhältnis zur Unterhaltungsliteratur geführt hat.

Wenn zur lukullischen Orientierung auch noch heute oft erwartet wird, daß der Rezensent eine Romanfabel abspult, so wäre die Erfüllung dieser Forderung im Falle „Zazie" grobe Desorientierung. Bereits im Verhältnis zwischen Titel und explizitem Text wird eine literarische Übereinkunft zwischen Autor und Leser aufgehoben: Zazie wird nie weiter als bis zu den verschlossenen Gittern der Metro-Schächte kommen. Dennoch beschreibt dies einen Sachverhalt: der Dialog in „Zazie" ist von einer unbarmherzigen Brutalität und Banalität. Elemente der Fabel stehen dem nicht nach: Zazies Vater versuchte, betrunken, seine Tochter zu vergewaltigen. Die Mutter hatte diese Szene vorausgesehen und sie gleichsam organisiert, um ihren Liebhaber wechseln zu können. Sie spaltet dem in der genannten Situation ertappten Mann mit einem Beil den Schädel. Also soziale Themen, Realismus — und wie zynisch unberührt Zazie von diesen greulichen Vorgängen berichtet. So könnten Reaktionen sein. So sollen auch Reaktionen sein. Auf diese Weise erzeugt Queneau die Gegenstände, die er zu zerstören unternimmt.

Zerstörung nun kann an jedem Thema durchgeführt werden; daß Queneau den heute so interessanten Typ des illusionslosen, frühreifen, ungehemmten Teenagers (Halbstarken) in den Mittelpunkt seiner destruktiven Sprachvorgänge rückt, daß er dazu noch satirische Gegenstände wie das Phänomen des Tourismus einbaut, garantiert seinem Werk nicht zuletzt den Erfolg, dessen Grund — einen wie immer beschaffenen Mythos von der Aufgabe der Literatur — es als Ganzes negiert. Zazie flucht sich über die kollektive Reizschwelle des Publikums, und es ist, wie ihr bedeutendster Interpret — Roland Barthes — bereits bemerkte, nicht sicher, ob immer bemerkt wird, wie die Positivität des Gesprächs, seine Brutalität sich ins Groteske verflüchtigt und die Banalität zum Ornamentalen hin transzendiert.

Der dem Werk korrespondierende ästhetische Genuß spielt in der Zwischenebene, wo die Sprache doppeldeutig ist. Wenn etwa Zazie am Ende des Romans im Schlußsatz bemerkt, daß sie älter geworden ist, dann verleiht die Stelle des Satzes im Romanganzen ihm die Substanz einer melancholischen Weisheit, er löst sich aus dem Mund Zazies und entflieht dorthin, wo Denken zu Epigrammen sich erhärtet, während dennoch dies nicht vollständig sein Wert ist, sondern er im Mund Zazies als Trivialität die Wahrheit behält, von sein Flug in die Sphäre der Weisheit nur das mythische Bild ist.

So wie Queneau hier den Stellenwert eines Satzes benutzt, um einmal die an ihn gebundene Erwartung zu enttäuschen und dennoch zugleich sie in dem Sinne zu erfüllen, daß der Satz auf eine Thematik hinweist, die etwa in Robbe-Grillets „Les Gommes" im Mittelpunkt steht: die Zeit, so greift er auf Seite 108 gleichsam lässig nach der poetischen Figur Monolog. Wie überlegt er dabei handelt, zeigt die Tatsache, daß dieser Monolog fast genau in der Mitte des Buches steht (228 Seiten, abzüglich 7 Seiten für den Titel = 110. Seite als Buchhälfte), daß er unmittelbar an den Hamletmonolog anknüpft und dessen Thematik in die Metaebene der Romanfigur transportiert. Die Figur, die den Monolog spricht, charakterisiert sich nicht nur durch diese Tatsache, sondern auch durch an anderer Stelle überraschend auftretende Körperkraft nach typischen Attributen aus verschiedenen Bereichen der Literatur als „Held". Gabriel vollzieht dabei nicht nur im Ton des Moritatensängers die Kritik am eigenen literarischen Zustand, sondern bespöttelt auch den Romancier. Am Ende des Monologs richtet er sich spontan auf das neue Bild der Geschichte, in welchem er sich als Reiseleiter von den Touristen mißverstanden sieht. Der Reiz solcher Stellen, ihr ästhetischer Wert, liegt in ihrer Vieldeutigkeit, bei deren Auflösung das Vertrauen auf die Sprache immer mehr zu einem Mißtrauen gegen den Sinn wird. Denn der Leser hatte gerade den Monolog als Führer zum Sinn jener Geschichte gelesen, die ihn narrt. Er sieht sich plötzlich in die groteske Menge derer versetzt, die Gabriel als zusätzlichen Reiseleiter mißverstehen, der Touristen, weil er selbst es ist, der auf der Suche nach Bedeutung der Weisheit des Monologs verfiel.

Die Ebene, in welcher der Leser vor dieser Sprache recht bekommt, liegt allein dort, wo er sie im Vorgang einer Kündigung jeder Positivität dauernd entlarvt. In jedem einzelnen Satz, den der Rezensent schreibt, setzt er sich dem Spott des Objekts aus, nur in fragmentarischer Beobachtung kann er mit ihm spielen und behält dabei das Gefühl, daß er sich dauernd als naiv bloßstellt. So gewinnt die Auseinandersetzung mit diesem Buch geradezu etwas Heroisches. So wenn etwa jetzt noch bemerkt werden soll, daß die Herrschaft der direkten Rede charakteristisch für die bereits angedeuteten Verhältnisse ist, daß die direkte Rede auch die sonst in Reflexionen angedeuteten oder gar verschwiegenen Vorgänge des Romanschreibens an sich reißt, wenn die Duden- (bzw. Larousse-) Arbeit des Autors bei Queneau in direkter Rede erscheint. Die Figur stolpert über einen Ausdruck, greift nach dem Wörterbuch, ihn zu prüfen, und schüttelt dann nach dem dadaistischen Prinzip das handlungstreibende Wort heraus, in welchem dann — immer noch in direkter Rede als Monolog — das gleichsam erstarrte Trickbild weiterläuft (Seite 193 ff.; vgl. auch Seite 225). Wortspiel als Handlung, Handlung als Wortspiel. Der Sprache fehlt der Widerstand einer Welt; sie hat nur sich selbst zu überwinden und kann sich nur selbst zum legitimen Anlaß der Sukzession werden. Dieses poetische Prinzip hält aus, es wirkt auf das naive Bewußtsein und wenn das Bewußtsein die Konsequenzen zieht, dann wird es sich dauernd unter Ideologieverdacht stellen, weil es im virtuosen Gebrauch die Verfügbarkeit der Sprache erkennt. Man fragt sich nur, ob es Schuld von anderthalb Jahrhunderten ist, daß man in philiströsen Gedankengängen an Tiecks Blaubart erinnert wird, der im Märchenhaften den Zustand der Literatur und damit auch der Sprache bereits ähnlich zu entlarven unternahm. Doch, gut. Man ließe sich beschwichtigen über die Trägheit des Bewußtseins, wenn man erführe, daß „Zazie" ein literarischer Erfolg geworden sei, sähe man sich nicht gezwungen, ein Mißverständnis als Erfolgsgrund anzunehmen.

Durch die schon bezeichnete Rolle der Thematik, die der Kritik die Möglichkeit in die Hand gibt, das Buch als Satire anzupreisen oder zu sagen: „Zazie ist ein Typ der heutigen Großstadtjugend", werden die sprachimmanenten Vorgänge verdeckt, und das Sprachgebilde „Zazie" erscheint dann als ein Fixierbild, dessen Wirkung Roland Barthes [illegible] schreibt, wenn er meint, daß hier ein „Komplizentum der Literatur mit ihrem Feind" herrsche.

Tatsächlich hat sich im Fall von Queneaus Roman „Pierrot mon ami" die Manipulation des literarischen Erfolges zu einer einmaligen Weise bewährt.

In dem [illegible]rde-Band der Gerda Zeltner-Neukomm: „Das Wagnis des französischen Gegenwartromans", der doch in erster Linie für deutsche Leser gedacht sein muß, ist die Bibliographie zwar unvollständig geplant, doch ist befremdlich, daß etwa die Übersetzungen der theoretischen Aufsätze Robbe-Grillets, die von den AKZENTEN gebracht worden sind, nicht angegeben werden; aufschlußreich dagegen ist die Tatsache, daß die Übersetzung von Raymond Queneaus Roman „Pierrot mon ami" nicht verzeichnet ist. Diese Übersetzung wird im literarischen Bereich mit Stillschweigen übergangen.

Innerhalb einer Reihe von Unterhaltungsromanen, der „KG Bücher" aus dem „KG Stuttgarter Verlag", erschien irgendwann, der Aufmachung nach für ein Publikum, das am Feierabend im Antiquariat oder in der Leihbibliothek einen „Liebesroman" verlangt, der genannte Roman unter dem Titel „Mein Freund Pierrot, Liebesroman", Untertitel: „Ein Roman aus dem heutigen Paris". Der Preis der KG Bücher: kartoniert DM 2,—, in Leinen DM 3,85. Der Preis des bei Suhrkamp erschienenen Romans „Zazie": DM 15,40. An der Seitenzahl liegt's nicht. Natürlich ist das Papier besser, auch der Leineneinband und selbstverständlich der Ruf des Verlages: Wer würde ein Buch kaufen, das der Suhrkamp-Verlag verschleudert? Doch: Raymond Queneau ist nicht Raymond Queneau, der berühmte Stilvirtuose, Mitglied der Gruppe modernster Romanciers, wenn er nur in der KG Bücherei erscheint, wenn er sofort, ohne daß man Reklame machte, im Taschenbuch gedruckt würde, wenn er nicht einmal groß herausgebracht würde durch einen Verlag, dick und schwarz auf Ankündigungen erschiene und unerschwinglich viel kostete. Der Romancier der KG Bücherei ist ein anderer, ich weiß nicht, vielleicht ist er bekannter als der Romancier des Suhrkamp-Verlages, denn bekannt sind Leute, die viele kennen. Nun gibt es aber Leute, die durch Zufall beide Bücher in die Hand bekommen haben und sich fragen, wie kann der Autor des Suhrkamp-Verlages zugleich der Autor der KG Bücherei sein? Diese Leute kommen zu dem Ergebnis, daß der Autor des Suhrkamp-Verlages gleichsam angedeutet hat, daß er auch Autor der KG Bücherei werden könnte, wenn er etwa durch den Mund der Kritiker sagt: Ich habe einen neuen „Typ, die Göre, sichtbar und literaturfähig" gemacht; weshalb sollte ich also keinen „Liebesroman" schreiben, der ein Liebesroman ist wie „Zazie" der Roman der heutigen „Großstadtjugend" und der in der KG Bücherei erscheinen könnte, wo die Leute einen „Roman aus dem heutigen Paris", wie Zazie es ja auch sein muß, wenn sie einen „Typ der heutigen Großstadtjugend" sichtbar macht, erwarten.

Nun aber haben die Kritiker das Buch aus der KG Bücherei vergessen, weil sie Kritiker des Suhrkamp-Verlages sind, und dennoch haben sie den Autor der KG Bücherei getroffen, wenn sie sagen: Raymond Queneau hat „einen Typ der heutigen Großstadtjugend" literaturfähig gemacht. Wenn aber der Autor des Suhrkamp-Verlages zuläßt, daß er zum Autor der KG Bücherei verkümmert, dann gibt er den Kritikern recht, die in dem Autor des Suhrkamp-Verlages den Autor der KG Bücherei treffen, und spricht sie, indem er ihre Kritik in diesem Punkte bestätigt, der Versäumnis schuldig oder noch eher der Aufmerksamkeit auf den Autor des Suhrkamp-Verlages. . . . Wie gefährlich ist nun das Komplott zwischen dem Autor und den Kritikern? Wo ist einer schuldig?

In dem „Liebesroman" von Raymond Queneau „Mein Freund Pierrot" ist tatsächlich viel von Liebe die Rede. Pierrot hat Interesse an Yvonne, diese wieder an Paradis. An Yvonne aber hat der Affe Interesse (warum?), denn er versucht, sie zu vergewaltigen. Dann ist da noch die Geliebte des Luna-Park-Direktors Pradonet, die sich nach der angedeuteten Geschichte ihrer Jugendliebe verzehrt und einen (ehemaligen!) Privatdetektiv in Bewegung setzt. Das (wirklich das?) führt dazu, daß in reiner Vertauschung die Partei des anfänglich gegenwärtig Geliebten in der privaten und geschäftlichen Sphäre durch die der verstorbenen (wahrscheinlich, nein: sicher nur verschollenen) Jugendliebe ersetzt ist. Also vielleicht ein Liebesroman zwischen Yvonne und Pierrot oder Yvonne und Paradis oder die Geschichte einer treuen Liebe oder Sodomie? Geheimnisvoll ist die Welt, die Vorgänge in ihr laufen nach dunklen Regeln ab. Zwar ist das Buch angeboten als Liebesroman, doch kann sich der Liebhaber hier die geheimen Schemen seiner Gattungen nachzeichnen. Er darf selbst tätig sein beim geheimnisvollen Akt der Verknüpfung.

Derjenige aber, der nicht zu den Liebhabern einer Gattung gehört, sieht sich durch die Tiefe der Beziehungen plötzlich ins Nichts versetzt, das die Kunst ist, er erkennt die Fabel von einem, dem alles gleichgültig ist und dem deshalb alles widerstandslos gelingt, weil er selbst nicht(s) ist, nur Sprache. Am Ende unterliegt auch er vielfältiger Verführung. Er greift nach dem Zitat, das von der Hand geht: auch daran hat der Autor gedacht, an Lockmittel für den Mann vom Fach, der nach dem Bedeutenden sucht und sich so vergreift:

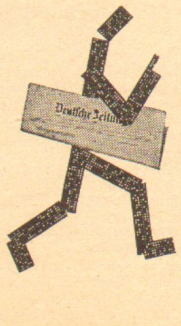
„Eine Art Windstoß hatte ihn weit von all diesen zufälligen Begegnungen, denen das Leben sich nicht verbinden wollte, fortgeweht. Es war einer der lustigsten, vollkommensten und freiesten Abschnitte seines Lebens gewesen, und wenn er daran mit ganzer, bewußter Aufmerksamkeit dachte — ein Vorgang, der ihm im übrigen selten unterlief —, so sah er recht gut, weil alle Elemente, aus denen er bestand, sich sehr wohl zu einem Abenteuer hätten vereinen können, das sich in der Atmosphäre des Geheimnisvollen entwickelt hätte, um sich später wie eine Algebra-Aufgabe aufzulösen, in der ebenso viele Gleichungen wie Unbekannte vorhanden sind. Da es aber dazu nicht gekommen war —, sah er den Roman vor sich, der daraus hätte entstehen können, einen Detektivroman. . ."

Raymond Queneau: „Zazie in der Metro". Suhrkamp, Frankfurt am Main, 1960, DM 15,40.
Raymond Quenau: „Mein Freund Pierrot". KG Bücherei Stuttgarter Verlag. O. J. kart. DM 2,—, geb. DM 3,85.

Peter Naacher

Buchhandlung für Universitätswissenschaften, Bockenheimer Landstraße 133
Zentrale: Steinweg 3 · Ruf 2 66 41, 68 76 44

Hält am Lager
Bücher für Ihr Studium
Literatur unserer Zeit
Wesentliche Veröffentlichungen des In- und Auslandes



Für Studenten Vorzugspreis monatlich 3,— DM

Deutsche Zeitung

Durch tägliches Lesen dieser großen, überregionalen Tageszeitung werden Sie sich Ihre eigene, fundierte Meinung zu den politischen und wirtschaftlichen Vorgängen bilden.

Die Deutsche Zeitung wird Ihnen deshalb für Ihr Studium und Ihren späteren Beruf immer von Nutzen sein.

In den Semesterferien portofreier Versand an die Heimatanschrift. Bestellungen und kostenlose Probenummern durch den AStA.

Unsere Anschrift: Deutsche Zeitung, Vertriebsabteilung
Köln, Apostelnstraße 13

Zur Erzählungspoetik Cesare Paveses

v. Christel Römer

Das Erzählen besteht weder aus psychologischem noch aus naturalistischem Realismus, sondern aus einem eigengesetzlichen Entwurf von Ereignissen, die geschaffen sind nach einem Stil, der die Wirklichkeit dessen ist, der erzählt, der einzigen, unersetzlichen Person.
(Tagebuch, 11. 9. 1941.)

Quasimodos und Ungarettis Dichtung rühmt man sarazenischen Ursprung nach, den Verfasser dieser Zeilen jedoch nennt man einen der europäischsten Dichter Italiens.

Cesare Pavese wurde im Jahre 1908 im piemontesischen Dorf San Stefano Belbo geboren und starb 1950 durch eigene Hand. Seinen Kritikern ist er — mit Vittorini — bekannt als eine der bedeutendsten Figuren in den Bemühungen Italiens um die Erneuerung seiner Dichtung, als Lyriker, hervorragender Stilist, als Übersetzer amerikanischer Prosa ins Italienische. Er, ein „Phänomen der Moderne", steht repräsentativ für eine Problematik gleicherweise des italienischen wie deutschen Geistes, in ihm ereignet sich der Zusammenstoß zwischen einer formalistisch-moralischen Tradition und einem modernen Ichgefühl, sublimiert aus — in Annäherungswerten ausgedrückt — existentieller Vereinsamung, pietistischer Mystik, Kant'scher Desillusionierung und literarischer Romantik. Diese Standortbestimmung mag dazu beigetragen haben, ihn als einen der wenigen zeitgenössischen Italiener dem deutschen Publikum vorzustellen. Leider hat man von ihm, dem Lyriker, zuerst Prosawerke ins Deutsche übertragen: „La luna e i falo" (Junger Mond, deutsch von Charlotte Birnbaum, Claassen, Hamburg 1954), „Dialoghi con Leuco" (Gespräche mit Leuko, deutsch von Catharina Gelpke, Claassen, Hamburg 1958), „Tra donne sole" (Die einsamen Frauen, deutsch von Catharina Gelpke, Claassen, Hamburg 1960), das Tagebuch „Il mestiere de vivere, 1935—1950" (Das Handwerk des Lebens, deutsch von Charlotte Birnbaum, Claassen, Hamburg 1956), zögernd danach erst einige seiner Gedichte in Zeitschriften (Blätter und Bilder); eine Gedichtauswahl in Buchform jedoch ist bei Claassen in Vorbereitung.

Pavese gehört zu den wenigen literarischen Erscheinungen, deren Tagebuch den Blick auf das Werk nicht verstellt, sondern erst im wesentlichen freigibt. Bestimmend dafür ist die besondere Form dieses Tagebuches, das weder ein „journal" im Sinne eines Gide ist mit „autoanalytischer Selbstgefälligkeit und Vertrauensseligkeit gegenüber dem eigenen inneren Erlebnis und den verschiedenen Gefühlsmomenten" (Citati), noch nur eine Begleiterscheinung oder einen Kommentar des Werkes darstellt. Es basiert auf einer festen literarischen Tradition Italiens, wonach die Autobiographie als exhibitionistisches Privatim ohne die Legitimation durch die Aktion oder durch die reine Kunstform — ruduziert also auf eine Objektivität — von der Romantik bis über Croce hinaus verpönt ist. Paveses Tagebuch nun entwickelt eine Erzählungspoetik, die sich aus seiner Lyrik ergibt, und ist damit ein geschlossenes theoretisches Werk. Zudem ist es natürlich Autobiographie, aber nur in dem Sinne, als es der Architektonik eines Schicksals folgt und den Blick auf die Arbeit an ihr freigibt. (Pavese nennt sowohl Leben als Dichten „Handwerk".)

Künstlerische und biographische Anstrengung laufen derart parallel, daß eine vielleicht psychologistisch anmutende Markierung nicht zu umgehen ist. Man weiß, daß Pavese gegen das offizielle Italien polemisiert hat, gegen Cecchi, Cardarelli und Ungaretti, gegen die Werke im akademischen Stil, deren Formqualität zwar unumstritten ist, deren Ästhetizismus sie nach Meinung Paveses jedoch in einer fragwürdigen Stellung belassen. Er wendet sich gegen sie mit derselben Hingabe, wie er sie gegen sich selbst richtet, gegen sein Werk, gegen sein Leben, seinen Hang zum Gefühlsmoment. Was Pavese an Realitätssinn mangelt, entspricht seiner Begabung zum Theoretischen, zur Abstraktion; analog dazu lehnt er die Höchstbewertung der Form ab. Differenzierter ist Paveses Haltung zum Romantischen. Die kleinsten Romantizismen spürt er in fremder und eigener Literatur, in fremdem und eigenem Leben auf. So geht er Petrarca, Tolstoj, Verlaine — um nur einige zu nennen — an, die „nur schreiben, um einer Überfülle in sich Ausbruch zu verschaffen", die immer „am Rande des Durcheinanders von Kunst und Leben stehen", ganz im Gegensatz zu Dante, Stendhal, Baudelaire, die „Schöpfer stilistischer Situationen, die großen Theoretiker der Kunst". Und hier ist man in das Zentrum seiner Existenz gelangt, der Kampf um die Ausbalancierung seiner divergierenden Kräfte, der klassisch-konstruktiven und der romantisch-intuitiven.

Pavese ist wesensmäßig Lyriker, und er ist sich dessen bewußt; das Leiden um die Discontinuität seines Daseins, dessen Erschöpfung in lyrischen Augenblicken konzentriert sich auf die Suche nach dem klassischen Stil, der sich, wie Pellegrini in seinem Aufsatz zu den „Dialoghi" sagt, aus „jenem vielleicht für unsere Epoche essentiellen Problem" ergibt, „wie die Tragödie des Einzelnen mit einer vielstimmigen Gemeinschaftsseele zusammenströmend, in ihr aufgehen könne". Der „rhythmische Schrei" ist für Pavese „Häresie". „Es bedeutet nicht nur eine Ähnlichkeit, wenn man den Vergleich zieht zwischen einem Leben wollüstiger Hingabe und dem Verfassen vereinzelter kleiner Gedichte, nur ab und zu, ohne Verantwortung dem Ganzen gegenüber. Hieraus folgt die Gewohnheit, sprunghaft zu leben, ohne Entwicklung und Grundsätze. Die Lehre ist diese: aufbauen in der Kunst und aufbauen im Leben, das Wollüstige aus der Kunst wie aus dem Leben verbannen, tragisch sein" (Tagebuch, 20. 4. 36). Paradoxer- oder folgerichtigerweise findet sich aber gerade hier, in einem unantastbaren Rest einer romantischen Existenz, der Grundstein zur paveseschen Poetik: die Kindheit.

Kindheit ist Zeitlose Zeit, Raum ohne Raum, die Bestückung mit Innererfahrungen geschieht subjektiv, das heißt an die Kapazität des Erfahrenden gebunden. Pavese schließt dieses Verständnis ein, erklärt jedoch als wesentliches Merkmal der Kindheit die Erfahrung einer Begrenzung. Der Beginn der Welterkenntnis ist für ihn das Sich-in-Gegensatz-setzen: Die ursprünglich klassische Definition der Reife ist hier die klassische Umdeutung eines allgemein verstandenen Begriffes. Beweis dafür ist, daß Pavese die Anwendung des Prinzips Kindheit als ein modus vivendi versteht: „Zum erstenmal, erst jetzt", wie er denn auch meint, die Literatur des 20. Jahrhunderts müsse zur Kindheit zurückkehren — freilich dann nicht der naiven Kunst das Wort redend, sondern der ironischen, vom Sujet distanzierten. Die Bindung an die Kindheit schließt konsequent die Betonung der Vergangenheit ein. Paveses Geist ist so ausschließlich auf die Vergangenheit gerichtet, daß Nuancierungen, Differenzierungen, Beziehungen und magische Ausgangspunkte für seine Arbeit ihm nur Vergangenes geben kann. Dichterisches und biographisches Element ist also die Vergangenheit, die Dimension seines Lebens, die ihn zur absoluten Zeit in seiner Dichtung führt. „Die Dinge enthüllen sich durch die Erinnerung, die man daran hat. Sich an eine Sache erinnern, bedeutet, sie — erst jetzt — zum ersten Male sehen." (Tagebuch 28. 1. 42.) Der Zuwachs an künstlerischer Reife ist dann auch nicht in der Breite — das heißt in der Vielfalt konkreter Erfahrungen zu suchen, sondern in der Vertiefung des Erlebnisses. Als Pavese unter Mussolini nach Kalabrien, nach dem äußersten Süden Italiens, verbannt war, widersetzte sich die südliche Landschaft seinem dichterischen Zugriff: Daran erkannte er, wie sehr er an das heimatliche Piemont gebunden war. Die „wahren", also die erinnerten Dinge, bleiben in ihrer Zahl fast konstant, erhalten durch das Prisma der Retrospektive eine Bereicherung, neue Aspekte. Paveses Definition der Reife meint das Zurückgezogensein auf das Ich, die Beschränkung auf das Innen im Bewußtsein, das Außen nicht nötig zu haben.

In diesen so vorbereiteten Boden drang die Kenntnis der amerikanischen Literatur. Pavese übersetzte u. a. Whitman, Melville, Anderson, Gertrude Stein, Faulkner — an ihnen erlebte er Amerika mit seinem kämpferischen Leben, seinem élan vital, an ihnen bewunderte er die Vielfalt der Symbolik, die Realistik, die Nicht-Literatur. Die Begegnung Italiens mit der amerikanischen Prosa nennt ein Landsmann Paveses „einen krampfhaften und stürmischen Einbruch der Chronik in das Kunstwerk" (Citati). Wie sehr Pavese Hemingway's „gelebte" Biographien schätzte und Hemingway verehrte, geht aus der Tagebuchnotiz hervor: „An Hemingway. Did you ever see Piedmontese hills? They are brown, yellow and dusty, sometimes ‚green'. You'ld like them. — Yours C. P." Um sie recht zu verstehen, muß man wissen, wofür Piemont steht: Piemont ist schlechthin die Wirklichkeit Paveses. Und da Piemont das Geburtsland Paveses ist — er erlebte dort seine Kindheit — schließt sich der Kreis um die Markierungen seiner Kunsttheorie.

„Thema, das in der Erzählung sich entfaltet, ist das Bild." Die Vorstellung Bild umfaßt Vergangenheit, Wiedererkennen, Wiederholung eines Erlebnisses und wird mythisch begriffen. „Dieses Bild darf nicht eine Ähnlichkeit sein und weiter nichts. Dieses Bild muß von sich aus seinen Gegenstand tönen und als in einem bestimmten Licht gesehen zeigen, in einer bestimmten Bedeutung, die dann die mitzuteilende Wahrheit ist." (Tagebuch, 4. 12. 38.) Die Nähe zu Novalis' „gewußten Bildern" fällt auf. Das Bild ist für Pavese „in seiner Form unverwechselbar, zu ihm strebt der Schriftsteller immer wieder zurück, wie zu etwas Einmaligem, das seine ganze Erfahrung versinnbildlicht." Die Gestaltung des Bildes im Mythos ist Fazit und Anspruch der Paveseschen Poetik. Durch die verbindende, ewig junge und magische Kraft des Mythos scheinen ihm die Schemata des Romans aufgehoben, der Roman zu retten und die Anknüpfung der Literatur an die Nicht-Literatur zu verwirklichen in Anlehnung an die Vorbewußtseinsschicht des Volkes. Seine ethnologischen Studien zeigen ihm die jeweiligen Umdeutungen und Verpfropfungen der Mythen, die jedoch „reich durch all diese Verdeutlichung und geistige Gespanntheit und noch immer bunt gefleckt von altertümlichen, symbolischen und wilden Sinngebungen sind." Pavese knüpft an die Tradition eines Vico an und findet die Bestätigung seiner Theorie in dem Werk Matthiessens.

Damit wäre das Verfallensein an das Romantische überwunden: die Bewältigung des Vergangenen gelingt und besteht in seiner fortwährenden Wiederbelebung. Das Lebensgefühl, durch die Magie des Todes bestimmt, erhält durch die Einbeziehung des Todes als Lebensbestätigung eine positive Richtung.

Der Weg zu dieser Erkenntnis hat Paveses Leben verbraucht. Seine Prosa hält dann auch — bei allem Respekt vor ihrer Qualität — seinem Anspruch nicht stand. Die Romanerzählung „Junger Mond" sah Pavese als die Verwirklichung seiner Theorie; gleichwohl sind in ihr noch Reste veristischer und realistischer Erzählweise zu finden, die teilweise schon zu argen Mißverständnissen geführt haben. Das mythische Bild ist hier das Johannisfeuer in den Weinbergen des Piemont, das Feuer macht die Erde fruchtbar und sein Bild verbirgt Schuld und Verrat, es steht für die gleichmütige und stetig sich vollziehende Wiederkehr der Dinge, ist selbst eines dieser Dinge. Dieses Bild ist dem Mythos, der hier gestaltet wird und Paveses eigener Mythos ist, übergeordnet: zurückkommen ohne zurückzukommen. Das Atmosphärische als innere Wirklichkeit der erzählenden Person ist nur teilweise (in einzelnen erinnerten Szenen vom Bauernhof, auf dem der Erzähler Knecht war) nachzufühlen. Hier erscheint offensichtlich die bewußte — als Disziplinierung verstandene — Reduktion auf das Konkrete als Handicap; hätte Pavese seiner lyrischen Inspiration bedingungslos gefolgt, so wäre er seinem Denkbild wahrscheinlich näher gekommen. „Die einsamen Frauen" ist ebenfalls eine Romanerzählung und hat denselben Mythos zu gestalten wie „Junger Mond". Ob Pavese sie als so gelungen wie letztere empfand, weiß man nicht genau. Angesichts der manchmal wohl nicht ganz kongenialen Übersetzung überzeugt dieses Werk im Sinne Paveses weit weniger.

Eine hervorragende Sonderstellung in Paveses Prosa jedoch nehmen die „Gespräche mit Leuko" ein. Pavese hat sie sehr geliebt. Hier schlagen sich seine Erkenntnisse in großen Visionen nieder. Götter, Halbgötter und Menschen im Gespräch miteinander, die Begegnung der chtonischen Welt mit der Lichtwelt der Olympier, die Konfrontation des Menschen mit seinem Schicksal. Die Dialoge entwickeln sich aus griechischen Mythen, haben aber ihre eigene Sinnkonstruktion, die zunächst ein dialektisches Verständnis voraussetzt. In ihnen ist die Determiniertheit des Schicksals dargetan und verfolgt bis zu einer der menschlichen Würde gemäßen Entscheidungsfreiheit innerhalb seiner Bestimmung, ja bis zur Feststellung, daß Götter das menschliche Leben mit seinem Tod ersehnen. Oft finden sich Anklänge an Hölderlins Hyperion, den Pavese nicht gekannt haben soll, auch die Sprache erinnert an Hölderlin.

Die endgültige Bedeutung seiner Arbeit im ganzen wird erst dann zu erfassen sein, wenn wir seine Lyrik kennenlernen. Nach den einzeln erschienenen Gedichten zu urteilen, liegt hier Paveses Größe, fern von aller Bezogenheit auf eine Theorie.

Eine Bitte an den Verlag: Wir möchten die Gedichte zweisprachig haben.

Ein Klassiker der Moderne, wiederentdeckt

Bemerkungen zu einem Roman von Italo Svevo

Dieses Buch handelt von einem zurückgezogen lebenden Manne, Emilio Brentani, Beamter und Schriftsteller nebenher, („Seither hatte er nichts geschrieben. Aus Faulheit, nicht aus Zweifel an sich selbst") und seiner Liebe zu Angiolina, einem Mädchen von trostloser Durchschnittlichkeit, wunderschön, gesund, funktionell dumm und unauffällig verhurt. Oder besser: von dem, was er als Liebe wahrhaben möchte und sie dafür ausgibt. Was unter dem analytischen Verstand des Erzählers, der mit dem Brentanis weitgehend zusammenfällt, transparent wird als ununterbrochene Kette von Betrug, Selbsttäuschung, Selbstgenuß, Vorspiegelung und seelischer Manipulation. Emilio, der mehr aus einem Mangel als aus einem Zuviel an Erfahrung von Frauen nicht sehr hoch denkt, hat eines Tages dieses Mädchen getroffen, in der Hoffnung ein Abenteuer erleben zu können, „eines jener Abenteuer, von denen er so oft hatte reden hören und die ihm noch nie begegnet waren. Zumindest war ihm noch nie eins der Erinnerung wert erschienen." Sein geistig konstruierter Immoralismus unterliegt jedoch sehr schnell der dumpf-raffinierten Mittelmäßigkeit Angiolinas, die, da ihr die Lüge zur Natur geworden ist, die Kraft des Gesunden auf ihrer Seite hat, eben jene Kraft, die Brentani, wo auch er sie auszuspielen versucht, als lügnerische Manipulation an sich selbst durchschaut. Nicht imstande — charakterlich weich und beeindruckbar wie er ist —, Angiolina „richtig zu nehmen", sieht er sich gezwungen, um sie ganz für sich zu gewinnen, Eigenschaften an ihr zu lieben, die ihn objektiv abstoßen, und gerät so immer stärker unter ihren Einfluß.

Eine Kette falscher Vorstellungen macht ihn hörig. Er sieht sie bald verklärt, bald verworfen und erkennt nicht, daß das Mißverhältnis zwischen Illusion und Wirklichkeit sein Werk ist, daß sein Vorstellungsvermögen sie, die zwischen Wahrheit und Lüge nur nach Belieben, nicht moralisch zu unterscheiden weiß, im Licht der Lüge erscheinen läßt. „Meine Unterlegenheit ist durch das übergroße Vorstellungsvermögen meines Gehirnes bedingt." Seine wild arbeitende Phantasie verkuppelt Angiolina im Geiste mit fremden Männern, nicht zu Unrecht, schließlich sogar mit seinem besten Freund Balli, einem Lebemenschen, der das Mädchen sofort durchschaut. Brentani erkennt in ihren Gesten, Worten, in ihrer Stimmfärbung, in den Fähigkeiten, die sie im Bett entwickelt, die Lehrtätigkeit anderer Männer, er rekonstruiert das Bild dieser Männer, ihren Beruf, ihre Lebensweise, aber sein steigender Haß gegen die Geliebte wiegt die Furcht vor der Kälte und Einsamkeit seines bisherigen Lebens nicht auf. Erst der Tod seiner unscheinbaren kränkelnden Schwester, die als eine Art Gegenbild zu ihm, still in unausgesprochener Liebe zu dem Freund Balli dahinsiecht, gibt ihm den Entschluß, sich von Angiolina zu trennen, die letzte Demütigung für ihn. Zurückgekehrt in seine versponnene Welt der Träume und Introversionen verfolgt ihn der Dämon des Trugbildes noch immer.

„Senilità" von Italo Svevo, veröffentlicht 1898, könnte man als einen Konzentrationspunkt bezeichnen in jener Reihe von Romanen, die den in seiner Innerlichkeit — diesem Leitbild des bürgerlichen Zeitalters — gesellschaftlich vereinsamten und eingeschläferten Menschen schildern. Emilio Brentani, der schwache Held des Buches, hat — gesellschaftlich desinteressiert und gewohnt, alles mit sich selbst auszumachen — einen überkritischen Verstand entwickelt, der jede Empfindung im Moment ihrer Entstehung abfängt und sie auf ihre Aufrichtigkeit prüft, ohne selbst wieder einen öffentlich verbindlichen Maßstab für Aufrichtigkeit zu besitzen. An die Stelle verläßlichen Gefühles ist ein Kontinuum seelischer Manipulationen getreten, von denen jede die andere, nicht in ihrer Wirklichkeit, sondern in ihrer Möglichkeit beliebig aufheben oder bestätigen könnte. Empfindungen, Charaktere, Eigenschaften sind aufgelöst in ein Kraftfeld wissenschaftlich genauer seelischer Wahrnehmungen: „Seine eigenen gefühllosen Verstellungen schmerzten ihn." Oder: „Er hatte sich dabei ertappt, wie er erst nach Bildern und Vergleichen suchen mußte, um Ergriffenheit in sich hervorzurufen." So liebt auch Emilio Brentani nicht, er versucht nur die äußerste Konsequenz, nämlich, daß es angesichts der totalen Unverläßlichkeit des Gefühls — „jede sein könnte", durch ein Vorstellungsgeflecht zu überdecken, das, Zwangsprodukt seiner Vereinsamung, ihm die eine Frau, die an sich folgerichtig nur Abenteuer sein sollte, nunmehr als Schicksal vorgaukelt. — Man begreift auf einmal, wie dieser Roman, der bei seinem Erscheinen auf völlige Gleichgültigkeit gestoßen war, Einsichten in vollendeter Gestalt und Methodik vorwegnimmt, die erst Jahrzehnte später ins öffentliche literarische Bewußtsein drangen. Es war James Joyce, der „Senilità", nachdem Svevo fast vollkommen in Vergessenheit geraten war, für eine englische Ausgabe vorbereitete und so an Svevo, nach dessen eigenen Worten, „das Wunder des Lazarus erneuerte". Erst 1923 wagte sich Svevo, inzwischen ein angesehener Geschäftsmann geworden, ermutigt wieder an die Öffentlichkeit mit seinem zweiten großen Roman „Zeno Cosini", der 1959 ebenfalls in der deutschen Ausgabe bei Rowohlt erschien.

Hermann Piwitt

„Ein Mann wird älter" (Senilità), Roman von Italo Svevo, Rowohlt Verlag, 1960; aus dem Italienischen übertragen von Piero Rismondo, Nachwort von Stanislaus Joyce. 256 Seiten, Leinen, DM 16,80.

Foto: Biedermann

Als Thuraiappah Wignesan von einem deutschen Verleger gefragt wurde, ob es möglich sei, eine Anthologie malaiischer Dichter zusammenzustellen, erklärte er ihm, es gebe dafür zu wenig malaiische Dichter, höchstens drei oder vier. Glückliches Malaya, sind wir versucht zu sagen. Aber die überraschende Antwort Wignesans wird verständlich, wenn man bedenkt, daß Malaya ein junger Staat ist, der erst vor kurzem seine Unabhängigkeit erhielt und noch keine eigentliche nationale Kultur hat. Die malaiische Kultur ist vor allem durch Indien und seine Religionen geprägt. Ein großer Teil gerade der malaiischen Mittelklasse ist indischer Abkunft. Auch Wignesan ist malaiischer Inder. Als Zwanzigjähriger kam er nach Europa, studierte anfänglich Jura, dann Philosophie in England und Deutschland. Wignesan ist heute 27 Jahre alt und Lektor für englische und amerikanische Literatur an der Maryland-University in Deutschland. Seine Erzählungen und Gedichte, die demnächst in einem deutschen Verlag erscheinen werden, sind in Englisch geschrieben, aber in einem Englisch, das in Malaya erlernt wurde und für englische Ohren recht unenglisch klingt. Auch steht seine Lyrik durchaus nicht in der Tradition englischer Dichtung; sie ist eher der vedischen Dichtung in ihrem prophetischen, philosophischen Charakter, ihrer Gestik des Beschwörens verwandt. Aber Wignesan ist persönlicher in seiner Formulierung und seine Gedichte haben das Kolorit seiner malaiischen Heimat. Er gehört zu jenen Dichtern der jungen Staaten in Ostasien und Afrika, die durch ihre eigenständige Dichtung eine nationale Literatur in ihren Heimatländern begründen helfen.

B. T.

Paths in the Private Country

The memory in need
Is the implacable enemy of the creed,
Waits and watches its foe

The all-clawing frenzy on tip-toe;
Quiescent in the instant's repose
The thud of flurried gnawing years compose.

The poet in his solitary moments, spoke
Those whispered words, memory's secret ear yoke.
His wares, his scares, ailments and balms

Suddenly at the oasis of his thirst, awoke
Transilluminating the hard wad of his private notes,
Clutching at the infant's murmurous innocence —

The clear innocuous dogma of cries;
While his immodestly preened notes of travesty
Hark back; and the first poem playfully struck

Teaches him now too late the laugh futurity's qualms.
Just as the poet had wandered away from childhood,
So will the child the unspoilt man gangrene

And shyly, shyly he turns away from the poet
Coming in like a stray camp-follower to brood.
For who may ask which the poet supreme —

The child's sweet ineffable musings disrespect?
While language etherises meanings proudly sown —
The title in two is halved — one the art, one, lone.

And the man, memory's ill-begotten infant
Lurking round the corner, pranks the urgent moment
Or two — then restores the poet to the poem.

KURT SIGEL

Spätes Testament

Seh ich dich wieder, lieber Onkel,
Geiz gealtert in der aufgeschminkten Trauermiene,
seh ich dich wieder, liebe Tante,
die Räude Habgier im aufgeschwemmten Pelz,
seh ich euch wieder, Bürgermeister, Vereinsvorstand,
(Skatbruder und Gesinnungsgenosse,
das Lametta frommer Redensarten blankgeputzt,
seh ich euch wieder, meine lieben Freunde,
meine liebe beschissene Verwandtschaft.

Ich kann nicht sagen, wie sehr euch mein Tod bewegt,
und wie sehr jede Schaufel Erde eure Freude schwängert.

Dir, liebe Tante, hab ich eine Klosterzelle gestiftet,
dir, liebe Schwester, einen Beichtstuhl mit einem
(schönzüngigen Pfarrer,
dir, liebe Tochter, eine Reise nach Hollywood inklusive
(Beischlaf mit Stewart Granger,
dir, liebe Frau, einen Witwenschleier und ein freies Bett.

Meine Träume aber vermache ich den Vögeln und
(Landstreichern,
meine Sehnsucht den Liebenden und ihren
(unbeantworteten Briefen,
meine Gedanken dem Regen oder der aufblühenden Luft,
der Erde mein unfruchtbares Fleisch.

Ich will den Wind bitten, daß er Löwenzahn wachsen läßt
(über meinem Haupt
oder eine staubige Distel.

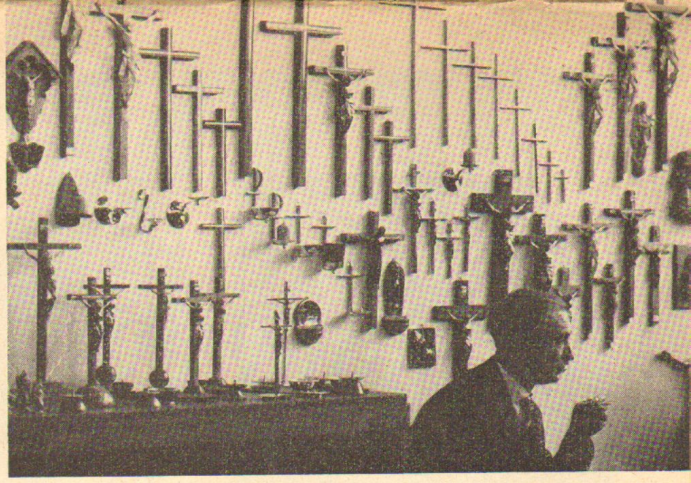


foto: abisag tüllmann

PETER BOLANZ

Etwas über Safranski

1
Ob es mir schon immer Vergnügen bereitet hat, den Herrn vom Bett gegenüber zu beobachten, läßt sich mit Sicherheit nicht mehr sagen, ich glaube, solche Behauptungen sollten vorsichtig ausgeführt werden, weil mit ihnen viel verändert werden kann. Dieser Herr ist ein dicker Mensch, welcher sichtbar, mit weit geöffnetem Munde Atem holt und ihn ebenso wieder ausstößt, dabei fortwährend und offenbar mit großer Anstrengung die Hände auf den Leib preßt. Dieser dicke Mensch ist Herr Safranski. Ein Pole. Ein polnischer Adliger. Ich kenn ihn seit vierzig Jahren. Als ich ihn zum erstenmal sah, es war auf einem Fest, er führte die Polonäse an, dachte ich und sagte es wohl auch: dieser Mensch ist dick. Heute ist er noch dicker. Wenn er, vielleicht unter qualvollen Hustenanfällen, die diesen ganzen schweren, einen Haufen getöteter und aufeinandergeworfener Tiere ähnlichen Leib hin und her schütteln, seine Ellenbogen anwinkelt, mit deren Hilfe er den Körper aus der Rückenlage in die Seitenlage befördern will, dann schaue ich ihm nicht ungern zu. Es macht mir Spaß, zu sehen wie sich, umgestülpt wie ein Handschuh, für Augenblicke das Innerste nach außen kehrt, über das Safranski sogleich schamhaft seine großen bleichen Hände deckt. Brömel, Durmhut und zwei andere Herren haben sich einmal, es war vor zwei, drei Jahren, die Mühe gemacht, ihn auf die Beine zu stellen; es mag sein eigener Wunsch gewesen sein, das will ich nicht ausschließen. Dennoch, es ging schlecht aus. Safranski sogleich, wie er war, fiel zusammen zu einem etwa 4 Schuh hohen Kloß, der wie ein riesiges freigelegtes Herz von seinen Pulsschlägen rhythmisch bewegt wurde, wie eine gewaltige Blase sich vom Fußboden erhob und atemberaubend auseinanderzuspringen sich anschickte.

„Helfen Sie doch zu Hilfe, Mensch!" schrie Brömel in einem [illegible] zu mir, während er schützend sich die Arme vors Ge[illegible] hielt. Wirklich sprang ich im gleichen Moment, ich hatte lange gelegen, auf und eilte, so schnell es mit meinen eingeschlafenen Füßen ging, zu ihnen hinüber. Zum erstenmal erblickte ich diesen Safranski von nahem. Ein kolossaler Mensch. Der Kopf war im Leib verschwunden, nur ein Büschel gelber Haare [illegible] der Oberfläche sichtbar. Seine Herzschläge konnten aus dieser geringen Entfernung verglichen werden mit Geräuschen, die entstehen, wenn mit feuchten Tüchern gegen eine Mauer geschlagen wird. Dieser Mensch ist ungewöhnlich, dachte ich, ich würde ihn gern einmal photographieren, wenn ich einen Apparat besäße.

2
Ah Safranski. In 40 Jahren kann viel geschehen. Ich erinnere mich an Safranski, er lag mir gegenüber. Das Bett. Das Bett war mannsbreit, darin lag rotwangig und mit einer gewissen Gesundheit, so und so groß und dick, den Hut ohne Unterbrechung auf dem Kopf, dieser Safranski. Einmal, er lag mir gegenüber, sagte er Menschenskind, nun lassen sie sich mal anschauen Bolanz, sie sind gewachsen, Menschenskind sie sind größer geworden. Gewachsen? — Nein unmöglich das ist ganz ausgeschlossen, ich bin kleiner geworden, sagte ich, und so war es auch. Er brachte mir ein paar Hosenträger mit, eine Sportmütze und kurz danach noch eine Sportmütze, es war eine schöne Zeit. Wenn wir gegen morgen die Suppe bekamen, Brömel brachte sie mit großem Schwung aus dem Kessel auf die Teller, nahmen wir die Teller, nahmen die Löffel, banden unsere Eßlätze vor die Brust und ließen es uns schmecken. Ich aß viel davon, aber Safranski noch mehr, wir aßen beide viel, aber Safranski das meiste, immer noch einen Teller und noch einen.

H. G. WINTERBERG

Mal dieser – mal jener

Ich baue mir eine neue Welt. Zeitungsannoncen müssen dafür herhalten. Ich löse die Schäbigkeit aus ihren Zusammenhängen und klebe sie auf die Gehirnwände der Zeitgenossen. Der Schluckauf ist eine jämmerliche Erscheinung, es sollte nur Linien und Farben geben. Die schönste Blume sieht grau aus und trägt schwarze Blätter, sie heißt „Nimmermehr" und wächst unter breiten Betten. Sich Liebende sollte man auf dem Schindanger festnageln oder in ein Gaswerk sperren. Wenn sie sich küssen, sollen sie auf Koks sitzen und an Teer denken: So entgingen sie der allgemein verpflichtenden Banalität. Sie wird von der Greisin Tradition ausgehalten. Wären wir weniger feige — schon längst gäbe es keine alte Welt mehr.

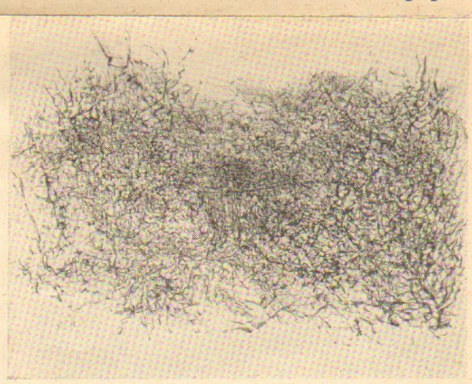
Denn die größte Sünde heißt Erstarrung. Mein Gesicht muß sich täglich verändern. Die Leute auf der Straße erkennen mich jeden Morgen wieder, denn sie schauen nur nach dem Groben. Sie schelten mich einen eitlen Tropf, wenn ich in den ... Und doch erschrecke ich so sehr vor meinem Spiegelbild, weil ich erkennen muß, daß ich mal dieser — mal jener bin. Zuweilen rekonstruieren sich Bilder aus einer lächerlichen Vergangenheit: Teile des einstigen Pimpfenmundes werden sichtbar, oder die Seminaristennase stülpt sich erneut auf, und ich sehe mich mit einer Reihe von anderen Querköpfen in der Schulbank sitzen, dummdreiste Mienen aufgetakelt, aber ich ziehe eine Grimasse, um die Vergangenheit zu verscheuchen, vor der es mich ekelt.

Heute überkommt mich der Verdacht, mein Gesicht könnte sich nicht mehr verändern, es wurde wohl von der Gewohnheit abgewetzt, und ich sitze wirklich mit einer Fürsorgevisage in der Wohnstube herum und verwandle durch meine unverwandelten Züge meinen Mund in ein Klassenzimmer, meine Augen in Bürofenster und die Umgebung in Hintertreppen und Kleingärtnerkolonien ... Ich muß fort, ich muß weg, ich sollte meinen Kopf auf einem Kirchturm anbringen lassen, oder auf die Kreidefelsen von Dover legen, ihn in den Sud von Neapels Gassen betten, ihn in eine neue Welt kullern lassen, denn ich will nicht dieser sein, sondern jener, ein anderer: ein Verwandelter.

PETER HAMM

Gedächtnis V.

und er bot sich an zu gehen
das wasser mühte sich dir zu gleichen
der vogel bemühte sich einzuhalten wie du
der azur beschönigte nichts
plötzlich wußte ich was ich immer gewollt hatte
dein leben war alle dinge
mein gesicht die welt
und er bot sich an zu gehen
wann hätte ich nicht dasselbe gewollt
aber schon der gedanke daran war zuviel
ich halte mich jetzt in der nähe der luft auf
eine luft die fast denkt so schön ist sie
und er bot sich an zu gehen
ich sah das wasser sah deine lippen
sah was sich nie berührte öffentliche tage
einladungen der blumenpuffs die welt ein freudenhaus
ich erbat mir urlaub wo nur der wind aus- und eingeht
und er bot sich an zu gehen
ich habe dich beinahe liebgewonnen meine sorge
du gewöhnst mich so an das leben
mein gesicht das wasser mein gesicht der vogel
du gewöhnst mich so an das was ich immer gewollt habe
mein gesicht die luft mein gesicht urlaub der welt
schon der gedanke daran ist zuviel
und er bot sich an zu gehen
mühte sich alle welt zu gleichen dem der da ging
mühte sich alle welt zu erreichen den der da ging



Rohrfederzeichnung von Wolfgang Klee

KLAUS M. RARISCH

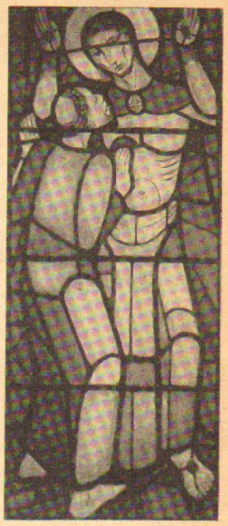
Untergänge III

Schläft Häschen in der Grube krisenfest —:
Wer löscht den Kalk, schwarzweißt die roten Fahnen,
Begräbt den Staat und normt die Kurtisanen?
Ist keiner, der da stirbt und sterben läßt?

Die Toten leben weiter im Inzest;
Sie weigern sich, noch irgendwen zu mahnen:
Das müßt ihr ahnen, muntre Untertanen,
Sonst dreht man euch durch den Charaktertest.

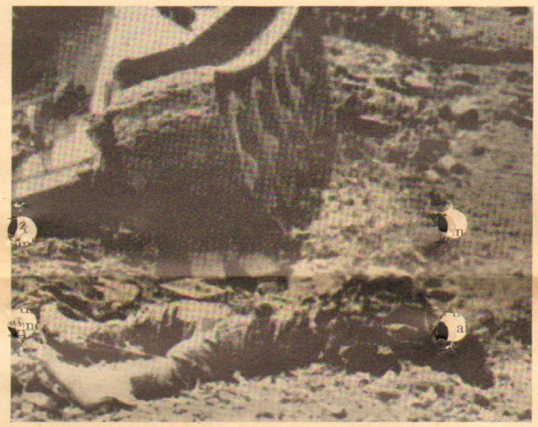
Sie mästen ihren Halbmast ohne Hast ...
Es ruft die Pflicht, da stiicht man sich den Star,
Zieht sich am letzten Haar aus dem Morast.

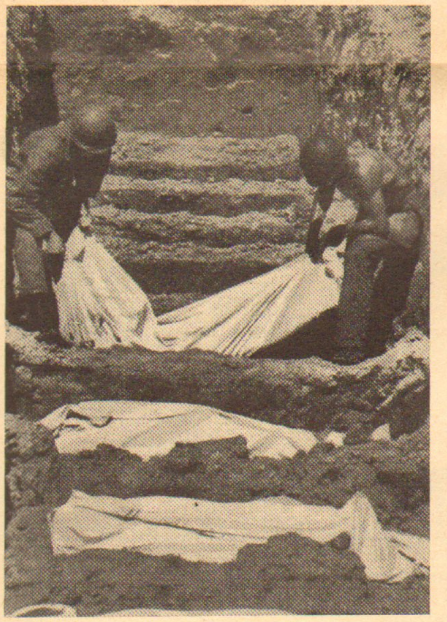
Die Herrgottsschnitzer heißen Menschen gar,
Sind ihrem Fetisch ethisch angepaßt.
Aus ihnen steigt der Nebel wunderbar.

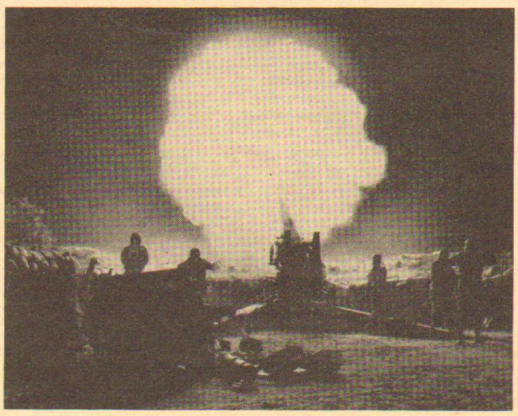


FRIEDE AUF ERDEN

Das Bild, das sich den in ihre Schiffe verliebten Seeleuten bot, war schön: Ein weißer Mond, der die zu Paketen zusammengedrängten Wolken anstrahlte, eine in der Nähe glitzernde, dem Horizont zu finstere, bewegte See, die hohen Silhouetten der erleuchteten Zerstörer und Fregatten und die sich in der Weite des Meeres verlierenden Schnellboote, Minenräumer, Suchboote und Landungsfahrzeuge. Adelbert Weinstein: F.A.Z. Sept. 1960





Mit schußbereiter MP in der Faust jagt Drews seinen Leuten voraus. Das Tackern des MG ist jetzt sehr nah. Geduckt eilt Drews in das Haus, die anderen ihm nach. Plötzlich stehen zwei Russen im Flur. Es geht alles blitzschnell. Drews schießt aus der Hüfte heraus. Die zwei Russen brechen zusammen. Da verdunkelt sich das Rechteck. Wieder zwei Russen. Trrrrr! blitzt es aus Drews' Maschinenpistole. Das helle Rechteck ist wieder leer. Draußen glast Sonnenschein. Da springt Drews weiter — direkt hinter die Barrikade der Russen. Drews feuert das Magazin leer. Die beiden Russen am MG sind tot. „Die tun uns nichts mehr . . .", hört Drews hinter sich den Bäcker aus Frankfurt erleichtert sagen. Der Landser, 70/1960

Fotos: dpa (4), LIFE (2)